Wiener Stadt-Bibliothek.
159655 Jb

Wiener Stadt-Bibliothek.
159655 Jb

Jb 159.655

I b 159.655

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 393/394

7. März 1914

II

K O R R E K T U R F A H N E N

H.l.r.l. 176.094

WIENER STADTBIBLIOTHEK

INHALTSVERZEICHNIS

I. Korrekturfahnen vor dem Umbruch

1. Zur Pforte hinaus, 1. Fassung ..... Bl. 1 – 2
2. " ..... 3 – 4

2. Im Drang der Zeit; Analyse eines Kunstwerks (beide Glossen veröffentlicht in Nr. 395/396/397)..... 5
Zurück, 1. Fassung 5
2. " 6

3. Der Börsenschreck, 2 Fassungen (geänd. Titel) ..... 7 – 8

4. Aus dem Ungarischen, 1. Fassung (2. S. Maskpt.) .... 9 – 10
2. " 11

5. Ein Druckfehler, 2 Fassungen 12
6. Selbstverständlich, 1. Fassung 13
7. Selbstverständlich, 2. Fassung, Wer wird denen auch? 13a

8. Albanische Präludien 14

9. In hoc signo vinces 15

10. Schön muß es am Semmering gewesen sein in den Feiertagen, 2 Fassungen ..... 16 – 17

11. Wo gibt es noch eine so schöne Gegend 18

12. Arzt und Künstler, 1. Fassung ..... 19 – 21
2. " ..... 22 – 23

13. Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist, 1. Fassung.. 24 – 25
2. Fassung (nur 1. Blatt) 26

14. Vom denkenden Hund 27

15. Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht ..... 28 – 29

16. Eine gute Aquisition ..... 30 – 31
17. Was sich in Wien bei solchen Gelegenheiten tut ... 32

18. Adel und Ideale, 2 Fassungen ..... 33 – 34

19. Der 29. Januar, 2 Fassungen ..... 35 – 36

20. Idyllen 37

21. Wie eine Fackel hat er hineingeleuchtet, 2 Fassungen 38 – 39

22. Wer wird denen auch, 1. Fassung (2. Fass. Bl. 13a) 40
Das ist sehr pietätvoll von den Herren 40
..."Wer Heine..." abgedruckt als Notiz Nr. 395/6/7... 40
Und was die Rejane.(einverleibt der Notiz über "Mittagszeitung", Nr. 395/396/397) 40
Ich bin halt negativ (abgedruckt Nr. 395/396/397) ... 40

23. Die elektrische Bahn Wien Preßburg ist eröffnet worden 41

WIENER STADTBIBLIOTHEK

24. Außi möcht' i oder: "Auf zum Südpol! ..... Bl. 42
Auf den ersten Blick als Held der Eisregion zu erkennen 42
Eine Damenspende 42

25. Jetzt ist die Zeit, 1. Fassung ..... 43 - 44
2. " ..... 45 - 46

Anmerkung: Die Korrektur der Glosse "Die Adjutanten" mit den Korrekturfahnen der Nr. 395/396/397 (Bl. 41) gebunden)

II. Korrekturen nach dem Umbruch

1. Erste Korrektur der Nummer (S.1 - 9) ..... 47 - 55
2. Fassung der Nummer ..... 56 - 91

WIENER STADTBIBLIOTHEK

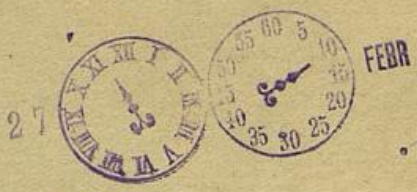
24. Auch möcht' i oder:"Auf zum Südpol! ..... Bl. 42
Auf den ersten Blick als Held der Eisregion zu
erkennen 42
Eine Damenspende 42

25. Jetzt ist die Zeit, 1.Fassung ..... 43 - 44
2. " ..... 45 - 46

Anmerkung: Die Korrektur der Glosse "Die Adjutanten"
mit den Korrekturfahnen der Nr.395/396/397
(Bl. 41) gebunden)

II. Korrekturen nach dem Umbruch

1. Erste Korrektur der Nummer (S.1 - 9) ..... 47 - 55
2. Fassung der Nummer ..... 56 - 91



Bei der Pforte hinaus

Wegen des mit Recht bei der Pforte hinausgeworfenen und mit Unrecht wieder hineingelassenen Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse wird also kein Krieg entstehen. Der österreichische Botschafter, Herr Markgraf Pallavicini, hat sich sofort als Vertreter der siebenten Großmacht bewährt, alles ist wieder in Ordnung und einer, der sich das Privileg, seine Redakteure selbst hinauszuwerfen, nicht schmälern läßt, ist großmütig und läßt es bei der Warnung an die Türkei bewenden:

> Kann es ein Vorteil für die Pforte sein, wenn unvernünftige und grausame Handlungen gegen einen Korrespondenten zur Frage drängen, ob nicht die allgemeine Politik unter ähnlichen Gebrechen leide und ob nicht diese dumpfen Ausbrüche auch die Erhaltung des Friedens bedrohen? Wir können nur sagen, daß selbst das unserem Blatte zugefügte Unrecht die Gesinnung nicht umstoßen wird, die, aus den Bedürfnissen der österreichischen Politik entspringend, zur Mitarbeit an einem Verhältnisse des Wohlwollens zwischen der Monarchie und der Türkei veranlaßt .... Die türkischen Minister dürften schon jetzt bedauern, was sie unserem Korrespondenten zugefügt haben. Der Schaden, der ohne das großzügige Einschreiten des Markgrafen Pallavicini daraus hätte entstehen können, würde für die Pforte noch empfindlicher gewesen sein als für uns.

Angesichts solcher Frechheit, die den Weltfrieden von der Duldung eines Wiener Stimmungsschmocks abhängig macht, ist es klar, welche Mißgriffe die fremden Regierungen unaufhörlich begehen, wenn sie die Korrespondenten der Neuen Freien Presse nicht hinauswerfen. Aber sie sind dazu gezwungen, weil die Abschiebung der lästigsten Ausländer den Größenwahn der Gilde, der sie angehören, nur aufqualmt. Das sogenannte »Blattgefühl« — die lausigste Eigenschaft, die sich je mit Stolz zu sich selbst bekannt hat — feiert dann durch Wochen ihre Orgien, die »Preßfreiheit« — die elendeste Errungenschaft, die sich je ihres Daseins gefreut hat — sammelt unaufhörlich Trost für ihre Wunden, und die Weltereignisse verschwinden vor der Tatsache, daß unserem Korrespondenten »nicht einmal die Möglichkeit geboten wurde, sich von seinen Angehörigen zu verabschieden oder sein Blatt von dem zu verständigen, was ihm geschehen ist«; daß es ihm »nicht gestattet wurde, für den nötigen Ersatz im Dienste des Blattes zu sorgen«. Dieses endlose »Was sagt man!« — die türkische Regierung muß rein jedes Familien- und Blattgefühl verloren haben — verknüpft mit der brechreizenden Beteuerung, daß der Korrespondent trotz alledem bemüht sein wird, zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei ein Verhältnis des Wohlwollens als notwendig zu empfehlen« — diese Begleiterscheinungen eines selbstverständlichen Hinauswurfes müssen wohl die meisten Regierungen davon abhalten, sich der zugereisten Schmöcke zu erwehren. Wenn sie aber die »Preßstimmen« — diesen entsetzlichen Chor, der dem guten Gewissen annähernd das ersetzt, was dem bösen einst die Erynnien zu sagen hatten — nur halb so gut zu hören verständen wie ich, so würden sie bald heraushaben, was bei der Ausweisung und Verschickung eines Korrespondenten als das ärgste Unrecht empfunden wird. Der eigentliche Aufschrei, der mit gesperrten Lettern arbeitet, rührt von der immer wiederholten Tatsache her, daß die türkische Regierung den Vertreter der Neuen Freien Presse »auf das erstbeste Schiff bringen ließ, wo er als Passagier dritter Klasse unter dem Namen Achmed Aga eingeschifft wurde«. Achmed Aga wäre ja bei Mohammed nicht das schlechteste Pseudonym, unter dem ein Kriegskorrespondent Wiener Blätter bedienen und über den herein- und herauskommenden Halbmond plaudern könnte. Aber wenn man schon gratis befördert wird dritter Klasse? Das ist einem österreichischen Journalisten, der auf sämtlichen vaterländischen Bahnen nicht nur ein freies Leben, sondern auch ein Leben voller Wonne führt, noch nicht passiert! Die fremden Regierungen werden lernen, die berechtigte Empfindlichkeit zu schonen und bei den Hinauswürfen Separatcoupés erster Klasse zu reservieren.

* * *

Zur Pforte hinaus

Wegen des vielleicht mit Recht zur Pforte hinausgeworfenen und sicher mit Unrecht wieder hineingelassenen Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse wird also kein Krieg entstehen. Der österreichische Botschafter, Herr Markgraf Pallavicini, hat sich sofort als Vertreter der siebenten Großmacht bewährt, alles ist wieder in Ordnung und einer, der sich das Privileg, seine Redakteure selbst hinauszuwerfen, nicht schmälern läßt, ist großmütig und läßt es bei der Warnung an die Türkei bewenden:

Kann es ein Vorteil für die Pforte sein, wenn unvernünftige und grausame Handlungen gegen einen Korrespondenten zur Frage drängen, ob nicht die allgemeine Politik unter ähnlichen Gebrechen leide und ob nicht diese dumpfen Ausbrüche auch die Erhaltung des Friedens bedrohen? Wir können nur sagen, daß selbst das unserem Blatte zugefügte Unrecht die Gesinnung nicht umstoßen wird, die, aus den Bedürfnissen der österreichischen Politik entspringend, zur Mitarbeit an einem Verhältnisse des Wohlwollens zwischen der Monarchie und der Türkei veranlaßt .... Die türkischen Minister dürften schon jetzt bedauern, was sie unserem Korrespondenten zugefügt haben. Der Schaden, der ohne das großzügige Einschreiten des Markgrafen Pallavicini daraus hätte entstehen können, würde für die Pforte noch empfindlicher geworden sein als für uns.

Angesichts solcher Frechheit, die den Weltfrieden von der Duldung eines Wiener Stimmungsschmocks abhängig macht, ist es klar, welche Mißgriffe die fremden Regierungen unaufhörlich begehen, wenn sie die Korrespondenten der Neuen Freien Presse nicht hinauswerfen. Aber sie sind dazu gezwungen, weil die Abschiebung der lästigsten Ausländer den Größenwahn der Gilde, der sie angehören, nur aufpulvert. Die vom Standpunkt der Kultur ziemlich belanglose ›Rechtsfrage‹ — es könnte schließlich auch einem Journalisten ein Unrecht widerfahren — tritt sofort in den Hintergrund und der Vorfall, der in regellosen Zeiten und Ländern vor Menschenopfern unerhört nicht annähernd so mitleidiger Betrachtung wert ist wie ein Wimmerl an einem Pestkranken, wird von der Standesschuppe zur Menschheitsfrage hinaufgeschwindelt. Denn es versteht sich von selbst, daß die journalistischen Vertreter im Auslande einen besonderen Schutz genießen. Im Inlande wird ihnen nachgewiesen, daß sie 176.000 Kronen von der Margareteninsel-Spielbank erhalten haben. Im Inland verklagen sie den Grafen Tisza nicht, der es von der ›österreichischen Presse‹ in Bausch und Bogen behauptet hat. Aber der Schutz im Ausland ist ›eine Art diplomatischer Usance, die sich ganz von selbst ergibt, sofern man das oberste Gesetz der Freiheit, die Freiheit der Presse achtet‹. Nun würde wohl eine Menschheit, die für das oberste Gesetz ihrer Freiheit die Freiheit der Presse erklärt, ihre Dezimierung durch einen Weltkrieg verdienen. Aber es bliebe noch immer die Frage, ob die Türkei außer der Verpflichtung, sich an den Vertrag über die Behandlung von Ausländern zu halten, den Ansprüchen der österreichischen Preßfreiheit gerecht werden muß. Daß die Freiheit der Presse das köstliche Gut sei, diesen Grundsatz mögen zwar Leute, die noch den Koran halten, vom Hörensagen kennen, aber er muß ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen sein. Es mag ihnen einleuchten, daß sie einen Ausländer rechtswidrig behandelt haben, aber die Empörung, die ›Genugtuung für einen Gewaltstreich verlangt, dem ein Angehöriger unseres Staates und ein Journalist zum Opfer fiel‹, bringt kein gesteigertes Mitgefühl in ihnen zum Schwingen. Vielleicht empfinden sie den journalistischen Beruf des mißhandelten Ausländers eher als Milderungsgrund ihrer Schuld. Wir werden ja nie erfahren, wie sie über diesen Punkt denken und was sie zu ihrer Entlastung vorzubringen haben. Der Korrespondent soll die Grenzen der Preßfreiheit ›nie überschritten‹ haben, und seine Zeitung hat sich zum Beweise dessen nachgeschlagen und nichts, was ihr anstößig scheint, gefunden. Aber abgesehen davon, daß zur Beurteilung solcher Anstößigkeit auch jene Partei berufen ist, die den Anstoß empfunden hat und daß die Anerkennung, der Korrespondent habe stets nur ›in Ausübung seiner Pflicht‹ gehandelt, in den Augen der Türkei den schwersten Vorwurf bedeuten kann, stellt es sich heraus, daß man überhaupt keinen Sinn für die Verschiedenheit der Maßstäbe hat. Denn um die Türkei zu belasten wird nicht nur vorgebracht, der Korrespondent habe nichts Anstößiges gemeldet, sondern daß ›seine meisten Depeschen auf höheren Befehl nicht abgeschickt worden sind‹. Auch die Türkei müßte also zugeben, daß er nichts Anstößiges gemeldet hat, sie hat ihn aber auch vor jedem weiteren Versuche, Anstößiges zu melden, bewahren wollen. Er hatte speziell in Ausübung seiner [illegible] ihrer Rechte hielt.

hat ihn aber auch vor jedem weiteren Verstoß
melden, bewahren wollen. Er hatte speziell in Ausübung seiner Pflicht, die die Türkei für eine Verletzung ihrer Rechte hielt, zu erhaschen getrachtet, was er an den Gerüchten über angebliche Verschwörungen gegen Enver Pascha Wahres sei«. Von dem Ergebnis seiner Nachforschungen ~~sei aber~~ nichts in das Ausland gedrungen, weil die Türkei eben gar keinen Sinn für die Bedürfnisse der Redaktion hat. Es wird aber auch nichts von dem Ergebnis der Nachforschungen in das Ausland dringen, die über die Gründe des Hinauswurfs an Ort und Stelle angestellt werden könnten, und auf noch höheren, auf allerhöchsten Befehl würden die Depeschen unterdrückt werden, deren Absendung die Türkei zuließe. Aber sie wird sichs künftig überlegen und die Regierungen haben insgesamt einen Denkzettel bekommen. Sie werden sich hüten, den Gang der ~~Diplomatie~~, der nun einmal der Lauf der Welt ist, aufzuhalten. Das sogenannte »Blattgefühl« — die

lausigste Eigenschaft, die sich je mit Stolz zu sich selbst bekannt hat — feiert dann durch Wochen ihre Orgien, die »Preßfreiheit« — die ~~blendeste~~ Errungenschaft, die sich je ihres Daseins gefreut hat — sammelt unaufhörlich Trost für ihre Wunden, alle Aufschriften verstummen vor der gellenden »Verhaftung und Verschickung« des Konstantinopeler Korrespondenten der »Neuen Freien Presse« und die Weltereignisse verschwinden vor der Tatsache, daß unserem Korrespondenten »nicht einmal die Möglichkeit geboten wurde, sich von seinen Angehörigen zu verabschieden oder sein Blatt von dem zu verständigen, was ihm geschehen ist«; daß es ihm »nicht gestattet wurde, für den nötigen Ersatz im Dienste des Blattes zu sorgen«! Dieses endlose »Was sagt man!«— die türkische Regierung muß rein jedes Familien- und Blattgefühl verloren haben —/verknüpft mit der brechreizenden Beteuerung, daß der Korrespondent trotz alledem »bemüht sein wird, zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei ein Verhältnis des Wohlwollens als notwendig zu empfehlen« — diese Begleiterscheinungen eines einfachen Hinauswurfes müssen künftig ~~einsichtige~~ Regierungen davon abhalten, sich der zugereisten Aushorcher zu erwehren. Wenn sie aber die »Preßstimmen« — diesen entsetzlichen Chor, der dem guten Gewissen annähernd das ersetzt, was dem bösen einst die Erynnen zu sagen hatten — nur halb so gut zu hören verständen wie ich, so würden sie bald heraushaben, was bei der »Verhaftung und Verschickung« eines Korrespondenten als das ärgste Unrecht empfunden wird. Der eigentliche Aufschrei, der mit gesperrten Lettern arbeitet, rührt von der ~~immer~~ wiederholten Tatsache her, daß die türkische Regierung den Vertreter der Neuen Freien Presse »auf das erstbeste Schiff bringen ließ, wo er als Passagier dritter Klasse unter dem Namen Achmed Aga eingeschifft wurde«. Achmed Aga wäre ja, bei Mohammed, nicht das schlechteste Pseudonym, unter dem je ein Kriegparasit Wiener Blätter bedient und über den herein- und herauskommenden Halbmond geplaudert hat. Aber wenn man schon gratis befördert wird, so geschieht es — man ist sprachlos und greift sich an den Kopf — dritter Klasse? Das ist einem österreichischen Journalisten, der auf sämtlichen vaterländischen Bahnen nicht nur ein freies Leben, sondern auch ein Leben voller Wonne führt, noch nicht passiert! Die fremden Regierungen werden lernen, die berechtigten Empfindlichkeiten zu schonen und bei den Hinauswürfen, falls diese doch unvermeidlich sein sollten, Separatcoupés erster Klasse zu reservieren.

Im Drang der Zeit

Kleine Bühne (Elite-Kino). Der Programmwechsel bringt die besonders interessante Originalaufnahme des Herrn Erzherzogs Leopold Salvator im Kreise der Familie. Als Hauptdrama figuriert »Der Kampf ums Leben«, ein farbenprächtiger Film, in welchem bunte Szenen uns in das Leben fränkischer Bewohner einführen.

* * *

Analyse eines Kunstwerks

. . . . deshalb sucht er fortwährend nach neuen Aufgaben, nach Problemen, an denen er seinen Ehrgeiz einigermaßen stillen kann . . . . Im Zusammenhang dieser Entwicklung . . . . Das Problem . . . . Wort und Bedeutung . . . . in großen dramatischen Auseinandersetzungen . . . .

Wer? Lehár.

Der mitreißende Schlager, der fehlt diesmal, was vermutlich die künstlerische Absicht des Komponisten war . . . .

Wessen? Lehárs.

Im übrigen haben die beiden Librettisten ihre Arbeit recht sorglos verrichtet und im Gegensatz zu ihrem Komponisten bekunden sie gar keinen künstlerischen Ehrgeiz.

Wer? Willner und Bodanzky.

* * *

Zurück!

Präsident Poincaré, der bekanntlich jahrelang dem Journalistenstande angehörte, empfindet Heimweh nach dem Journalismus. So hat er sich wenigstens auf einem Bankett der republikanischen Journalisten im Ministerium des Äußern geäußert. In Erwiderung der auf ihn ausgebrachten Trinksprüche hielt der Präsident eine launige Rede, in der er unter anderem sagte: »Ich bin ein zur Disposition gestellter Journalist. Die Presse erscheint mir manchmal wie eine Fee, die mich lange an ihrem Herd empfangen hat und die mir dann die Tür vor der Nase zuschloß, oder wie ein schönes Land, das ich durchfahren habe und jetzt nicht mehr sehen darf. Ich habe Heimweh nach dem Journalismus . . . .«

Man soll ihn zurücklassen. Er geht sonst ein. Wenn man bedenkt, daß Monarchen mit so etwas in einem Wagen gefahren sind, so staunt man darüber, daß die internationalen Beziehungen nicht schon an solchen Unzukömmlichkeiten scheitern. Länder, die sich von einem Advokaten oder Schokoladefabrikanten oder so etwas regieren lassen, wo also der Männerstolz der Bequemlichkeit halber gleich selbst auf den Thron knotzt, sind mir nicht sympathisch. Die Herren vom freien Geist mögen entschuldigen, aber ich glaube, daß die Menschheit ohne das, was sie für einen überwundenen Standpunkt hält, auf die Dauer nicht auskommen kann. Wir von Gottes Gnaden sind doch zukunftsfähiger als ein zur Disposition gestellter Journalist. Heimweh nach den Wanzen haben — das mag hingehen, denn Wanzen können die Vorstellung eines Heims geben. Heimweh nach dem Journalismus — wie's auch französisch schmeckt, weiß ich nicht. Aber im Deutschen ist es die ärgste Schändung eines guten Wortes, das den Schmerz, den es aussagt, auch schon besänftigt. Heimweh nach der Fremde — das kann ein Gefühl sein. Heimweh nach dem Journalismus ist eine Gotteslästerung.

* * *

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Zurück!

Präsident Poincaré, der bekanntlich jahrelang dem Journalistenstande angehörte, empfindet Heimweh nach dem Journalismus. So hat er sich wenigstens auf einem Bankett der republikanischen Journalisten im Ministerium des Äußern geäußert. In Erwiderung der auf ihn ausgebrachten Trinksprüche hielt der Präsident eine launige Rede, in der er unter anderem sagte: »Ich bin ein zur Disposition gestellter Journalist. Die Presse erscheint mir manchmal wie eine Fee, die mich lange an ihrem Herd empfangen hat und die mir dann die Tür vor der Nase zuschloß, oder wie ein schönes Land, das ich durchfahren habe und jetzt nicht mehr sehen darf. Ich habe Heimweh nach dem Journalismus . . . .«

Man soll ihn zurücklassen. Er geht sonst ein. Wenn man bedenkt, daß Monarchen mit so etwas in einem Wagen gefahren sind, so staunt man darüber, daß die internationalen Beziehungen nicht schon an solchen Unzukömmlichkeiten scheitern. Länder, die sich von einem Advokaten oder Schokoladefabrikanten oder so etwas regieren lassen, wo also der Männerstolz der Bequemlichkeit halber gleich selbst auf dem Thron knotzt, sind mir nicht sympathisch. Die Herren vom freien Geist mögen entschuldigen, aber ich glaube, daß die Menschheit ohne das, was sie für einen überwundenen Standpunkt hält, auf die Dauer nicht auskommen kann. Wir von Gottes Gnaden sind doch zukunftsfähiger als ich, ein zur Disposition gestellter Journalist. Heimweh nach den Wanzen haben — das mag hingehen, denn Wanzen können die Vorstellung eines Heims geben. Heimweh nach dem Journalismus — wie's auf französisch schmeckt, weiß ich nicht. Aber im Deutschen ist es die ärgste Schändung jenes guten Wortes, das den Schmerz, den es aussagt, auch schon besänftigt. Heimweh nach der Fremde — das kann ein Gefühl sein. Heimweh nach dem Journalismus ist eine Gotteslästerung.

* * *

Der Morgenruf

Kein Zweifel, dieser Börsenheißsporn, dieser apokalyptische Galopin, dieser Springingsgeld, der aus der ersten Seite der Neuen Freien Presse den Morgenschlaf der häßlichsten Menschheit anfällt, ist lauter als sie es selbst am Tage verträgt. Er spricht nicht ganz ihre Sprache oder er spricht sie in einer ewig vibranten Tonart, daß ihr das Hören vergeht. Er wächst über ihre Maße hinaus und wenn er dereinst verstummt, so wird das Ohr jenen Druck verspüren, als den sich die Stille nach der Abstellung eines Ventilators fühlbar macht. Und wie erst eines, der schlechte Luft in die Welt getrieben hat. Dies ~~erst~~ wird das Ende sein. Bis dahin weckt sie an jedem Morgen eine Stimme, die den Hahn ~~abgelöst~~ hat. Wieviel Bildung da durcheinanderkräht, um die Schläfer ~~zum Bewußtwerden~~ aufzurufen. Man reibt sich die Augen und hört:

Ein Lustspiel von Labiche heißt der Glücklichste von dreien. Heute ist von den drei Persönlichkeiten, die in die Enthüllungen der Geheimnisse des Dispositionsfonds hineingezogen worden sind, der Abgeordnete Stapinski ganz entschieden der glücklichste. Der Minister für Galizien Herr v. Dlugosz hat vollständig an die Predigt von Zacharias Werner vergessen, worin geschildert wurde, wie sehr der Mensch sich vor seiner eigenen Zunge hüten müsse. Er — —

Man entnimmt nur soviel, daß auf der Flucht der Assoziationen durch die Literatur der Staat zusammenkracht. Oder:

An der Spitze des Finanzministeriums sind auffallend viele Junggesellen gestanden. Das hat schon mit Brestel angefangen, den sich niemand in zärtlicher Hingebung an eine Frau denken kann und der seine ganze Fähigkeit, zu lieben, in Zahlen umsetzte und ewig rechnete, woher die Mittel zur Heilung eines schwerkranken Staatshaushaltes nehmen sollte. Er — —

Immer holt er sich aus Kunst und Liebe etwas, um die Geschäfte schmackhaft zu machen. Dann wird er sachlich. Nun fühle man aber die Erregung nach, die ihn durchtobt, wenn die Mona Lisa gestohlen, und die ihn wieder durchtobt, wenn sie gefunden wurde! Weil sie lächelt, regt er sich auf.

* * *

Wien, 23. Februar

Der heilige Laurentius wurde auf einen glühenden Rost gelegt.

Warum?

Das waren früher zwei Glossen!

Der Morgenruf

Kein Zweifel, dieser Börsenheißsporn, dieser apokalyptische Galopin, dieser Springinsgeld, der aus der ersten Seite der Neuen Freien Presse den Morgenschlaf der häßlichsten Menschheit anfällt, ist lauter, als sie es selbst am Tage verträgt. Er spricht nicht ganz ihre Sprache oder er spricht sie in einer ewig vibranten Tonart, daß ihr das Hören vergeht. Er wächst über ihre Maße hinaus und wenn er dereinst verstummt, so wird das Ohr jenen Druck verspüren, als den sich die Stille nach der Abstellung eines Ventilators fühlbar macht. Und wie erst eines, der schlechte Luft in die Welt getrieben hat. Dies wird das Ende sein. Bis dahin weckt sie an jedem Morgen eine Stimme, die den Hahn verjagt hat. Wieviel Bildung da durcheinanderkräht, um die Schläfer aufzurufen zu ihrer sündigen Alltäglichkeit! Man reibt sich die Augen und hört:

Ein Lustspiel von Labiche heißt Der Glücklichste von Dreien. Heute ist von den drei Persönlichkeiten, die in die Enthüllungen der Geheimnisse des Dispositionsfonds hineingezogen worden sind, der Abgeordnete Stapinski ganz entschieden der glücklichste. Der Minister für Galizien Herr v. Dlugosz hat vollständig an die Predigt von Zacharias Werner vergessen, worin geschildert wurde, wie sehr der Mensch sich vor seiner eigenen Zunge hütten müsse. Er — —

Man entnimmt nur soviel, daß auf der Flucht der Assoziationen durch die Literatur der Staat zusammenkracht. Oder:

An der Spitze des Finanzministeriums sind auffallend viele Junggesellen gestanden. Das hat schon mit Brestel angefangen, den sich niemand in zärtlicher Hingebung an eine Frau denken kann und der seine ganze Fähigkeit, zu lieben, in Zahlen umsetzte und ewig rechnete, woher die Mittel zur Heilung eines schwerkranken Staatshaushaltes nehmen sollte. Er — —

Immer holt er sich aus Kunst und Liebe etwas, um die Geschäfte schmackhaft zu machen. Dann wird er sachlich. Aber er spricht sich in eine Aufregung hinein und wird zum Schluß obszön. Neulich wurden wir durch ein großes Geschrei geweckt. Was war geschehen? Der Agrarier Herr v. Hohenblum hatte das Luxusbedürfnis der Großstädterin getadelt. Da meldete sich der Morgenrufer und warf sein Lieblingswort in die Debatte: »Die Sticheleien«. Herr v. Hohenblum habe nicht das Recht, auf die Wiener Hausfrau herabzusehen. Tausendstimmig werde ihm zugerufen werden: »Die Hände weg von dem, was uns allen teuer ist und woran wir nicht und von niemandem rühren lassen! Die Hände weg von der Wiener Hausfrau!« Nun fühle man aber die Erregung nach, die ihn durchtobt, wenn die Mona Lisa gestohlen, und die ihn wieder durchtobt, wenn sie gefunden wurde! Weil sie lächelt, regt er sich auf. Alles kommt so plötzlich.

Wien, 23. Februar

Der heilige Laurentius wurde auf einen glühenden Rost gelegt.

Warum? Warum? Was geht es die Börse an? Ähnlich grundlos alarmiert er uns zur Erinnerung an den Kronprinzen Rudolf.

Die Vorleserin der Kaiserin Fräulein v. Ferenczy hat noch die Wundmale am Herzen.

Übertrieben wie immer. Ihr war doch nichts geschehen. Er sagt das, was wichtig sein könnte, und meint es bildlich. Er schließt den Leitartikel mit der Beteuerung, es werde zum Bedürfnis, einen Kranz auf den Sarg der Kaiserin niederzulegen und dem Fräulein v. Ferenczy einige Blumen zu reichen«. Tut er es denn? Er hat so Ideen. Kronprinz Rudolf war »ein guter Sohn, der sich freute, wenn die Mühen und Sorgen des Vaters und der Edelgestalt der Mutter durch ein kerniges Wort in die Einsicht des Volkes hin-

übergeleitet wurden‹. Sonderbare Prozedur das! Der Kronprinz Rudolf hat bei der Eröffnung der Elektrischen Ausstellung bekanntlich gesagt: Ein Meer von Licht soll erstrahlen. Ein andermal hat er gesagt, der Mensch sei das wertvollste Kapital. Jener schwärmt noch heute davon: ›Die Wirkung seiner Lobsprüche über das Meer von Licht und über den Menschen, der das wertvollste Kapital sei, ist noch so frisch, und diese Farben schimmern so hell wie einst, da er uns noch gehörte‹. Er hat eine ungewöhnliche Einbildungskraft. Er sieht das Fräulein v. Ferenczy, wie sie ›unbewußt die Hände ringend und bis in das Innerste zusammengebrochen die Todesnachricht empfängt, ›und wir stellen uns vor, wie sie beim Frühstück in der Hofburg sitzt . . . .‹ Es ist staunenswert, was einem Menschen, dessen vornehmste Sorge doch der Geldmarkt ist, so nebenbei durch den Kopf schießen kann. Man hat den Eindruck, daß die Phantasie auf eigene Faust weiterarbeitet, wenn die Hand zwanzig Aktien nimmt.

* * *

(Das Original-Tonfall zu lesen) — erlaubt

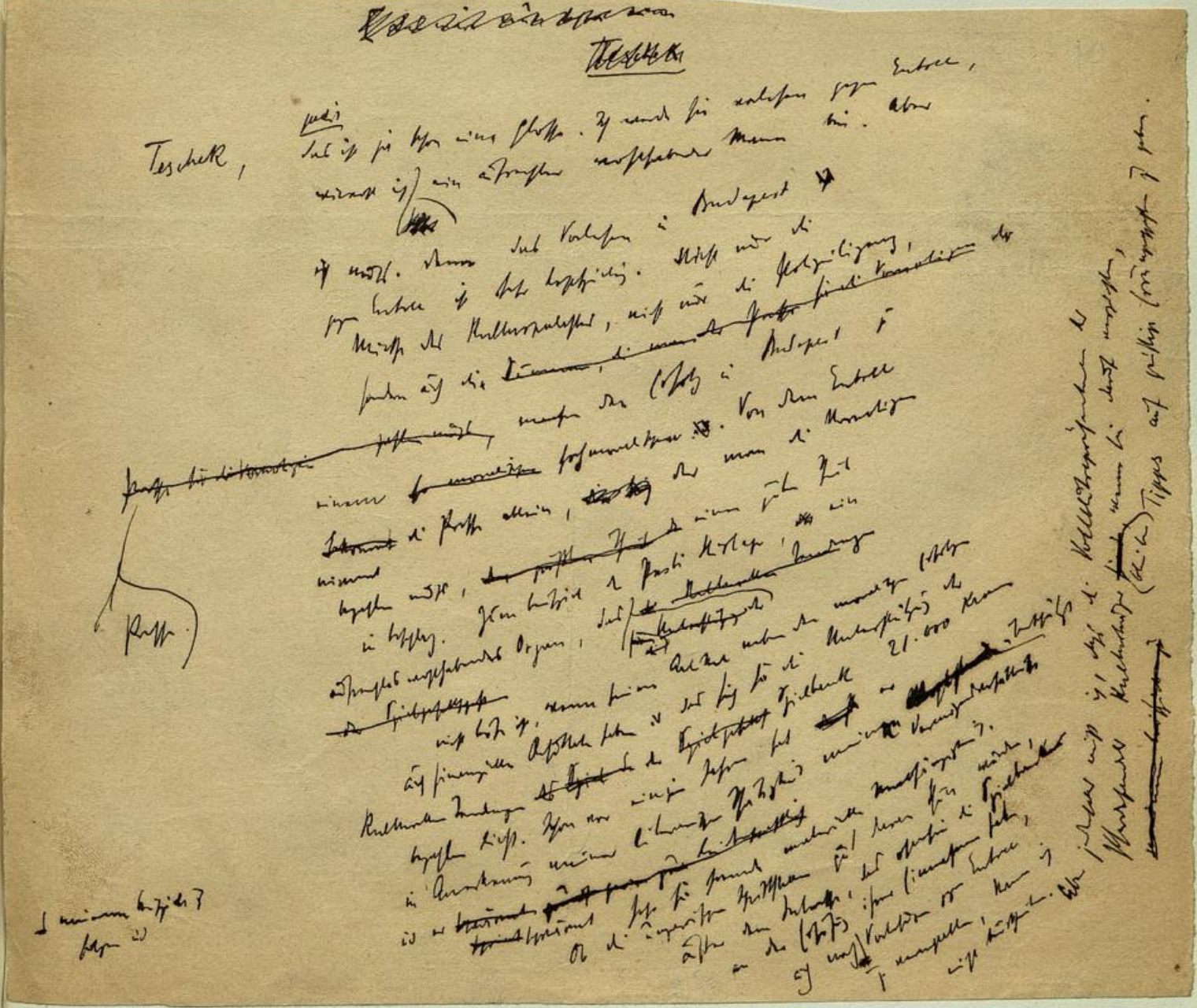
Klein fett!

H A

~~Übersetzung~~ aus dem Ungarischen

»Das Beispiel Karl Kraus. Dieser österreichische Schriftsteller, der als Redakteur der ‚Fackel' in weiten Kreisen bekannt ist, und als Hasser der Wiener Zeitungen einen besonderen Namen errungen hat, erzielt nicht nur mit seinen Schriften große Erfolge, sondern auch mit seinen Vorlesungen, wobei er teils eigene Arbeiten, teils solche anderer Autoren liest. Der österreichische Schriftsteller hält nicht nur in Wien Vorlesungen, sondern besucht auch zahlreiche andere Städte Österreichs, ja sogar Deutschland, und hält dort Vorträge, die seine Ideen populär machen. Während er seinem Sonderlings-Standpunkt neue Anhänger wirbt, bedeutet das für ihn auch namhafte Einnahmen, die sogar an die Höhe der Einnahmen von Bühnenkünstlern und Konzertkünstlern heranreichen. Der Redakteur der ‚Fackel' ist ein aufrechter, wohlhabender Mann, der in materieller Hinsicht unabhängig ist und der seine Vortrags-Abende daher nicht bloß aus finanziellen Gründen veranstaltet, der aber natürlich nicht böse ist, wenn seine Vorlesungen neben den moralischen Erfolgen auch finanzielle Resultate haben. Was er tut, machen auch andere deutsche Schriftsteller, mit welchen Kraus auf dem Kriegsfuße steht, die aber vom Publikum ebenfalls geliebt werden, und deren Vorlesungen ebenfalls gute Einnahmen bedeuten. Der Redakteur der Berliner ‚Zukunft' Maximilian Harden hält in Deutschland und in Wien ebenfalls Vorträge über politische und sozialpolitische Fragen gegen Entree. Der Feuilletonist und Bühnenschriftsteller, den das deutsche Publikum aus einem Stücke kennt: Roda Roda — veranstaltet ebenfalls Vorlesungen gegen Entree. In Deutschland geschieht aber noch eines: Gelehrte, Universitätsprofessoren, Soziologen, veranstalten ebenfalls Vorlesungen gegen Entree und finden, daß diese häufig praktischer sind als die Edition dickleibiger Bücher. Am häufigsten aber reist jetzt Karl Kraus und es wäre wünschenswert, daß die ungarischen Schriftsteller sein Beispiel befolgen, indem sie in den Provinzstädten Vorlesungen veranstalten. Diese würden ihre Einnahmen erhöhen, was die ungarischen Schriftsteller immerhin vertragen könnten, und außerdem würden diese Vorlesungen in den Provinzstädten, welche ihre Kulturpaläste haben, neue Kulturfreuden bedeuten. Es ist eben eine Stufe der Kulturentwicklung, daß heute nicht bloß Violinvirtuosen und Bühnenkünstler Konzerte mit Entree veranstalten, sondern auch die Vollblutrepräsentanten des Schrifttums, der Kunst und der Wissenschaft zu ihrem Nutzen und zum Frommen der gesamten Kultur.«

(1 Stern)



Aus dem Ungarischen

(Im Original-Tonfall zu lesen)

›Das Beispiel Karl Kraus. Dieser österreichische Schriftsteller, der als Redakteur der ‚Fackel' in weiten Kreisen bekannt ist, und als Hasser der Wiener Zeitungen einen besonderen Namen errungen hat, erzielt nicht nur mit seinen Schriften große Erfolge, sondern auch mit seinen Vorlesungen, wobei er teils eigene Arbeiten, teils solche anderer Autoren liest. Der österreichische Schriftsteller hält nicht nur in Wien Vorlesungen, sondern besucht auch zahlreiche andere Städte Österreichs, ja sogar Deutschland, und hält dort Vorträge, die seine Ideen populär machen. Während er seinem Sonderlings-Standpunkt neue Anhänger wirbt, bedeutet das für ihn auch namhafte Einnahmen, die sogar an die Höhe der Einnahmen von Bühnenkünstlern und Konzertkünstlern heranreichen. Der Redakteur der ‚Fackel' ist ein aufrechter, wohlhabender Mann, der in materieller Hinsicht unabhängig ist und der seine Vortrags-Abende daher nicht bloß aus finanziellen Gründen veranstaltet, der aber natürlich nicht böse ist, wenn seine Vorlesungen neben den moralischen Erfolgen auch finanzielle Resultate haben. Was er tut, machen auch andere deutsche Schriftsteller, mit welchen Kraus auf dem Kriegsfuße steht, die aber vom Publikum ebenfalls geliebt werden, und deren Vorlesungen ebenfalls gute Einnahmen bedeuten. Der Redakteur der Berliner ‚Zukunft' Maximilian Harden, hält in Deutschland und in Wien ebenfalls Vorträge über politische und sozialpolitische Fragen gegen Entree. Der Feuilletonist und Bühnenschriftsteller, den das deutsche Publikum aus einem Stücke kennt: Roda Roda — veranstaltet ebenfalls Vorlesungen gegen Entree. In Deutschland geschieht aber noch eines: Gelehrte, Universitätsprofessoren, Soziologen, veranstalten ebenfalls Vorlesungen gegen Entree und finden, daß diese häufig praktischer sind als die Edition dickleibiger Bücher. Am häufigsten aber reist jetzt Karl Kraus und es wäre wünschenswert, daß die ungarischen Schriftsteller sein Beispiel befolgen, indem sie in den Provinzstädten Vorlesungen veranstalten. Diese würden ihre Einnahmen erhöhen, was die ungarischen Schriftsteller immerhin vertragen könnten, und außerdem würden diese Vorlesungen in den Provinzstädten, welche ihre Kulturpaläste haben, neue Kulturfreuden bedeuten. Es ist eben eine Stufe der Kulturentwicklung, daß heute nicht bloß Violinvirtuosen und Bühnenkünstler Konzerte mit Entree veranstalten, sondern auch die Vollblutrepräsentanten des Schrifttums, der Kunst und der Wissenschaft zu ihrem Nutzen und zum Frommen der gesamten Kultur.‹

•

Teschek, das ist ja schon eine Glosse! Ich werde ~~sie~~ vorlesen gegen Entree, wiewohl ich ein aufrechter wohlhabender Mann bin. Aber ich muß. Denn das Vorlesen in Budapest gegen Entree ist sehr kostspielig. Nicht nur die Miete des Kulturpalastes, nicht nur die Polizeilizenz, sondern auch die Presse, ~~machen~~ den Erfolg in Budapest zu einem hochmoralischen. Von dem Entree ~~nimmt~~ die Presse allein, der man die Vornotizen bezahlen muß, einen guten Teil in ~~Beschlag~~! Zum Beispiel der Pesti Hirlap, ein aufrechtes wohlhabendes Orgän, das nicht böse ist, wenn seine Artikel neben den moralischen Erfolgen auch finanzielle Resultate haben und das sich für die Unterstützung der kulturellen Tendenzen der Spielbank 21.000 Kronen bezahlen ließ. Schon vor einigen Jahren hat in Anerkennung meiner literarischen Tätigkeit meine Vermögensverhältnisse überschätzt und er schwärmt ~~schon~~ für fremde materielle Unabhängigkeit. Ob die ungarischen Schriftsteller gut daran tun würden, ~~öfter~~ dem Interesse, das ihnehin die Spielbank an der Erhöhung ihrer Einnahmen hat, auch nach meinem Beispiele folgen und Vorlesungen gegen Entre je veranstalten, kann ich nicht beurteilen. Aber jedenfalls weiß ich, daß die Vollblutrepräsentanten des Pferdehandels Kulturträger bleiben, wenn sie darauf verzichten, Tips auf geistige Errungenschaften zu geben.

Ein Druckfehler

. . . . Die letzte Summe verteilt sich auf 93 Posten, wobei in der Liste fast jedes Organ der Presse vertreten ist. An der Spitze steht der ‚Pesti Hirlap' mit 210.000 Kronen . . . .

Das ist ein Druckfehler. Es ~~soll~~ 21.000 ~~Kronen heißen~~! Der ‚Pesti Hirlap' wird hoffentlich berichtigen. ~~Wenn~~ er schon gegen Entree ~~schreibt~~, so viel Entree muß er sich nicht nachsagen lassen!

* * *

Ein Druckfehler

. . . . Die letzte Summe verteilt sich auf 93 Posten, wobei in der Liste fast jedes Organ der Presse vertreten ist. An der Spitze steht der ‚Pesti Hirlap' mit 210.000 Kronen . . . .

Das ist ein Druckfehler. Es waren nur 21.000. Der ‚Pesti Hirlap' wird hoffentlich berichtigen. Schreibt er schon gegen Entree, muß er sich nicht nachsagen lassen so viel Entree.

* * *

Selbstverständlich.

In die zweite Gruppe fallen Ausgaben für die Presse. Unter diesem Titel wurden insgesamt 505.000 K ausgegeben, und zwar für Abonnements 2000 K., für Inserate 7000 K und für Pauschalien 456.000 K. In dieser Summe figuriert die österreichische und ausländische Presse mit 176.000 K. (Es ist selbstverständlich, daß die »Neue Freie Presse« in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesem Unternehmen gestanden ist. (Anm. d. Red.) und —

Warum ist das selbstverständlich? Das ist ja gar nicht selbstverständlich. Es ist möglich — möglich ist alles —, es ist vielleicht ~~nicht~~ mehr, aber selbstverständlich ist gar nichts. Wenn es selbstverständlich wäre, dann wäre es eben selbstverständlich und müßte nicht ~~nicht~~ gesagt werden. Daß es gesagt wird, beweist, daß es nicht selbstverständlich ist, und logischer Weise müßte die Verwahrung lauten: »Es ist auffallend, aber läßt sich leider nicht leugnen, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesen Unternehmen gestanden ist. Anm. d. Red.« Das wäre ehrlich, während die Selbstverständlichkeit der Ausnahme bloß die Selbstverständlichkeit der Regel bestätigt und den allgemeinen Verdacht anerkennt, von dem man nur in dem gegebenen Fall abzusehen bittet. Selbstverständlich wäre nur eines, daß man sich entschließt, an die Spitze des Blattes und ohne erst jeden Einzelfall abzuwarten, die Erklärung zu setzen: »Es ist selbstverständlich, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu irgendeinem Unternehmen steht.« Aber dies ist wieder nur selbstverständlich und ~~nicht~~ möglich.

* * * ....

13a

Selbstverständlich.

In die zweite Gruppe fallen Ausgaben für die Presse. Unter diesem Titel wurden insgesamt 505.000 K ausgegeben, und zwar für Abonnements 2000 K., für Inserate 7000 K und für Pauschalien 456.000 K. In dieser Summe figuriert die österreichische und ausländische Presse mit 176.000 K. (Es ist selbstverständlich, daß die »Neue Freie Presse« in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesem Unternehmen gestanden ist. (Anm. d. Red.) und —

Warum ist das selbstverständlich? Das ist gar nicht selbstverständlich. Es ist möglich — möglich ist alles —, es ist vielleicht wahr, aber selbstverständlich ist gar nichts. Wenn es selbstverständlich wäre, dann wäre es eben selbstverständlich und müßte nicht gesagt werden. Daß es gesagt wird, beweist, daß es nicht selbstverständlich ist, und logischer Weise müßte die Verwahrung lauten: »Es ist auffallend, aber es läßt sich leider nicht leugnen, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesen Unternehmen gestanden ist. Anm. d. Red.« Das wäre ehrlich, während die Selbstverständlichkeit der Ausnahme bloß die Selbstverständlichkeit der Regel bestätigt und den allgemeinen Verdacht anerkennt, von dem man nur in dem gegebenen Fall abzusehen bittet. Selbstverständlich wäre nur eines. Daß man sich entschließt, an die Spitze des Blattes und ohne erst jeden Einzelfall abzuwarten, die Erklärung zu setzen: »Es ist selbstverständlich, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu irgendeinem Unternehmen steht.« Aber dies ist wieder nur selbstverständlich und absolut nicht möglich.

* * *

Wer wird denen auch?

. . . . Von dieser Summe entfallen auf die österreichische Presse 176.000 Kronen. (Auf die ‚Zeit' selbstverständlich nichts. A. d. R.), auf —

Dies ist selbstverständlich!

* * *

Albanische Präludien

Die Geschicke Albaniens scheinen ein Buch mit sieben Siegeln mit Musik von Eysler zu sein. Irgendwie scheinen sie den Besuch des Bürgertheaters zu ~~empfehlen~~. Zuerst wurde der Prinz von Wied dahingeschleppt, ehe er den schwersten Weg antrat, zur Stärkung gleichsam, und jetzt hat Essad Pascha mit seinem ganzen Gefolge — darunter freilich ein gewisser Sami Bey Vrioni —, in sechs Logen einer Vorstellung von »Ein Tag im Paradies« beiwohnen müssen. »Essad Pascha nahm mit den Herren seiner Begleitung in der Direktionsloge Platz, während die übrigen Mitglieder der Deputation so verteilt wurden, daß in jeder Loge ein der deutschen Sprache kundiger Herr saß, der seinen Landsleuten die Vorgänge auf der Bühne erläuterte. Der Text ist nämlich von Leo Stein, die leichte, ins Ohr gehende Musik Eyslers gefiel ihnen ausnehmend, und nach jeder Nummer klatschten sie eifrig Beifall. Österreich hat für Albanien so viel getan, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig blieb, als Albanien in eine Operette von Stein und Eysler zu führen und sich ihm so von seiner allerbesten Seite zu zeigen. Von Essad Pascha wußte man lange nicht, wo er hinauswollte. Seine Pläne waren dunkel. Jetzt weiß man alles. »Nachher ließ Essad Pascha, dem Vizekonsul Buchberger den Inhalt des Stückes in türkischer Sprache erklärte, den Komponisten in seine Loge bitten und sprach ihm seinen Dank für den gehabten Genuß aus.« Aber aufs Gehabte gibt der Komponist nichts und der ~~Librettist~~ hat nicht einmal erfahren, ob Essad Pascha seinen Gedankengängen folgen konnte. Als die Albaner das Theater verließen, mischten sich in die üblichen Rufe: »Aus iiis!« »Zwahundertochtafuchzigaaa!« und »Hoch Werner!« auch schallende Rufe: »Hoch Albanien!« Es war die höchste Hetz, und wenn es so weiter geht, dürfte sich die Hoffnung, daß der Albaner nicht untergeht, erfüllen. Nur wenn die Sache doch eine ernste Wendung ~~machen~~ sollte, wird die Partitur von Lehár sein müssen.

* * *

In hoc signo vinces

Bevor Essad Pascha in den Zug stieg, hielt Chefredakteur Freundlich an ihn eine Ansprache, in der er ihm im Auftrage der Berichterstatter der Wiener Blätter deren Dank für die Liebenswürdigkeit übermittelte, mit der sowohl Essad Pascha als auch die übrigen Mitglieder der Deputation sich der Presse zur Verfügung gestellt haben. Möge der neue albanische Staat, schloß der Redner, für dessen Unabhängigkeit das tapfere albanesische Volk ein halbes Jahrtausend lang gekämpft hat, groß und mächtig werden! Es lebe das freie Albanien!

Essad Pascha erwiderte in albanesischer Sprache: »Ich bitte Sie, der Wiener Presse im Namen der Deputation und in meinem Namen den Dank für das Wohlwollen auszusprechen, das sie uns erwiesen/sowie für die Wärme, die sie seit jeher bei der Behandlung unserer Nation an den Tag gelegt hat. . . .«

Ein halbes Jahrtausend wurde gekämpft — das ist schon etwas. Drei Tage lang wurde informiert — nun kann's nicht mehr mißglücken. Es lebe das neue freie Albanien!

Schön muß es am Semmering gewesen sein in den Feiertagen

Eine Fahrt auf den Semmering ist in diesen Tagen nicht eine Spritztour in die benachbarte Gegend, sondern eine Fahrt ins Gegensätzliche —

Wie heißt?

Man verläßt Wien zeitig am Morgen frierend und mißmutig über diese eisigen, rußgeschwängerten Nebelschwaden, die das Atmen erschweren und den Rachen zur Kohlengrube machen, und verläßt nach zwei Stunden den Zug unter einem dunkelblauen Himmel, aus dem warme Sonnenstrahlen leuchten und den Schnee zum Glitzern und Brennen bringen.

Ein Gewure, was die Sonne hat! Aber wenn das Atmen direkt erschwert wird, was soll ich Ihnen sagen, so ist es gut für den Nachbarn, und wenn der Rachen zur Kohlengrube wird, so kann ich nur sagen: jedes Wort ein Grubenhund!

Unter solchen Umständen war es begreiflich, wenn diesmal noch mehr Menschen die Gelegenheit der Doppelfeiertage benützten, um dieses ewige Refugium des Wieners zu besuchen.

Aber wenn sie alle oben sind, so ist es doch kein Refugium mehr, sondern wird wieder das was es war, in den Zeiten, als noch Dangl gegen das Tuberkulösenheim kämpfte: ein Luftreservoir, und auch dieses nicht mehr ~~lebbich~~

Die Hotels und die Pensionen waren ausverkauft wie kaum zu Weihnachten, und eine Promenade auf der Höhenstraße vom Panhans zum Südbahnhotel hatte viel Ähnlichkeit mit einem Spaziergang um 1 Uhr mittags über den Graben.

Das muß also schon sehr schön gewesen sein. Wie sie sich grüßen in Gottes freier Natur, das ist es, was sie nicht haben können am Graben, und was sie darum haben müssen am Semmering.

»Jeder« war da, der Semmering war der Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft.

Dieses Jedermann ist kein katholisches Mysterium, aber doch von Hofmannsthal. Ein Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft, ~~das klingt, wiewohl ich solches Rendezvous grundsätzlich nicht einhalte,~~ wie ein anderer Ort, der, ohne besonderen Anstand zu erfordern, unter großem Andrang zu leiden hat.

An beiden Tagen kommen die Ausflügler auf ihre Rechnung.

Das ist ein guter Ausdruck, der die Beziehung des Ausflüglers zur Natur herstellt. Es kann aber auch die Rechnung gemeint sein, die in Wiener Kreisen häufig ohne den Wirt gemacht wird, der zuerst das Grüßen und dann das Nachsehen hat.

Nach wenigen Stunden waren alle Katarrhe und Schnupfen vergessen und sogar die Erinnerung an das gräuliche Wiener Wetter verschwand in weite Ferne.

Vermutlich bis nach Abbazia, wobei es aber gar nicht schön ist, daß zur Hebung des Fremdegverkehres Wien herabgesetzt wird ~~und daß~~ es bei Katarrhen und Schnupfen nicht so sehr auf das Vergessen als auf das Verlieren ankommen dürfte.

Sonntag leuchtete die Sonne mit solchem Temperament

daß sie imstande gewesen wäre, an Stelle des ~~gleichfalls~~ auf dem Semmering ~~anwesenden Moriz Benedikt~~ den Leitartikel zu telephonieren und einen Administrationsbeamten hinauszuwerfen, der es nicht verhindert hat, daß unter dem Vorwand Gummiabsätze zu empfehlen, etwas genannt wird, was nicht genannt werden soll. Aber nein, das war nicht die Folge, sondern

daß die Spaziergänger, die in dichten Scharen den Sonnwendstein hinaufpilgerten, oben vor dem Schüler-Alpenhaus getrost im Freien speisen konnten, vorausgesetzt, daß sie noch Platz fanden.

Man soll es diesen Pilgern gönnen, seit den Tagen der Kreuzzüge hat es keine geben, die es sich mehr verdient haben, und wenn die Staatsanwälte sie schon im Freien speisen lassen, so tut die Sonne ein Übriges und läßt die Butter zergehen, die sie auf dem Kopfe tragen.

Und um 1 Uhr mittags wies dort das Thermometer sage und schreibe 29 Grad Celsius in der Sonne auf.

was sagt man, was schreibt man! Unter solchen Umständen begab sich Ungeheuerliches.

Sonntag nachmittag entstand auf dem Semmering unter vielen Ausflüglern ein lebhaftes Dilemma.

Was entstand unter ihnen? Aha, ob man geben oder nehmen soll? Nein ~~man~~ wird dann immer an das denken, woran man immer denken muß! Im Gegenteil, wir sind doch in Gottes freier Natur, lassen wir Gott seine Freud, selten hat er das Glück, daß er sie alle beisammen sieht. Es war ein anderes Dilemma:

Unten in Wien der Industriellenball, oben die herrliche Natur.

Ojwe ein tragischer Konflikt. Wie kommt man heraus aus der Klemme?

Die Frage: »Sollen wir zurückfahren?« führte zu ~~lebhaften~~ Diskussionen und wurde vielfach durch ein Abzählen der Knöpfe erledigt.

»Wo is Isolde?« »Was schreist du so?« »Du vergißt ganz am Industriellenball! ~~Wo ist sie~~?« »Wo Bob ist sie ~~suchen~~ gegangen.« Jetzt muß sie Bob ~~suchen~~, wo wir herein müssen in die Stadt?« »Schrei nicht, Stiaßny dreht sich schon um.« »Er fahrt doch auch herein?« »Wenn er auch hereinfahrt, fahren wir auch herein!

»Was hat zu geschehen?« »Auf Isolde soll ich sagen. Wenn sie beim Bob is vergißt sie am Tanzen.« »Ich schick sie zu ihr, oder soll man bleiben, die Sonne is direkt lohnend, wenn man schon die Zimmer mit Müh und Not bekommen hat, wo alles ausverkauft is, nur durch meine Protektion, weil ich in Wien bin —«

(»Weiß du was, ich weiß auch nix, zähl ab die Knöpf!« (Zählt und bleibt. Im Hintergrund lacht die Sonne.) Manche sind trotzdem nach innerem Kampf oder weil ein Knopf gefehlt hat, nach Wien zurückgefahren.

Aber die Tatsache, daß sehr viele Besucher des gestrigen Industriellenballes sich heute morgen wieder am Südbahnhof trafen, ist charakteristisch —

Wofür?

Für den Magnetismus, den der Semmering ausübt.

Seltene Naturkräfte scheinen sich dort, merkt's ihr Fremden, Rendezvous gegeben zu haben, wenn man auch an die Elektrizität denkt, die der Semmering ausübt. Sicher aber hat das Wetter, das nicht nur einen Semmeringsommer, sondern geradezu einen Rivierasommer bescheert hat,

dem Semmering ungezählte neue Freunde zugeführt.

Wenn der Fremdenverkehr sich so gut heben könnte, wie der Magen jenes Einheimischen, dem solcher Menschenfraß nur durch die Zeitung serviert wird, so wär's gefährlich. Der Tonfall der mischpochalen Gesellschaft, der jetzt den österreichischen Dingen das Wort spricht, hat eines nicht gedacht: daß die Fremden, die mit Landschaft glücklich gelockt werden, durch den Menschenschlag heillos in die Flucht zu treiben sind.

* * *

Schön muß es am Semmering gewesen sein in den Feiertägen

Eine Fahrt auf den Semmering ist in diesen Tagen nicht eine Spritztour in die benachbarte Gegend, sondern eine Fahrt ins Gegensätzliche —

Wie heißt?

Man verläßt Wien zeitig am Morgen frierend und mißmutig über diese eisigen, rußgeschwängerten Nebelschwaden, die das Atmen erschweren und den Rachen zur Kohlengrube machen, und verläßt nach zwei Stunden den Zug unter einem dunkelblauen Himmel, aus dem warme Sonnenstrahlen leuchten und den Schnee zum Glitzern und Brennen bringen.

Eine Gewure, was die Sonne hat! Aber wenn das Atmen direkt erschwert wird, was soll ich Ihnen sagen, so ist es gut für den Nachbarn, und wenn der Rachen zur Kohlengrube wird, so kann ich nur sagen: jedes Wort ein Grubenhund!

Unter solchen Umständen war es begreiflich, wenn diesmal noch mehr Menschen die Gelegenheit der Doppelfeiertage benützten, um dieses ewige Refugium des Wieners zu besuchen.

Aber wenn sie alle auf einmal oben sind, so ist er doch kein Refugium mehr, sondern wird wieder das was er war, in den Zeiten, als noch Dangl gegen das Tuberkulösenheim kämpfte, ein Luftreservoir, und auch dieses nicht mehr.

Die Hotels und die Pensionen waren ausverkauft wie kaum zu Weihnachten, und eine Promenade auf der Höhenstraße vom Panhans zum Südbahnhotel hatte viel Ähnlichkeit mit einem Spaziergang um 1 Uhr mittags über den Graben.

Das muß also schon sehr schön gewesen sein. Wie sie sich grüßen in Gottes freier Natur, das ist es, was sie nicht haben können am Graben, und was sie darum haben müssen am Semmering.

»Jeder« war da, der Semmering war der Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft.

Dieser Jedermann ist kein katholisches Mysterium, aber doch irgendein von Hofmannsthal. Ein Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft, das klingt wie ein anderer Ort, der, ohne besonderen Anstand zu erfordern, unter großem Andrang zu leiden hat.

An beiden Tagen kamen die Ausflügler auf ihre Rechnung.

Das ist ein guter Ausdruck, der die Beziehung des Ausflüglers zur Natur herstellt. Es kann aber auch die Rechnung gemeint sein, die in Wiener Kreisen häufig ohne den Wirt gemacht wird, der zuerst das Grüßen und dann das Nachsehen hat.

Nach wenigen Stunden waren alle Katarrhe und Schnupfen vergessen und sogar die Erinnerung an das grauenhafte Wiener Wetter verschwand in weite Ferne.

Vermutlich bis nach Abbazia, wobei es aber gar nicht schön ist, daß zur Hebung des Fremdenverkehres Wien herabgesetzt wird, wiewohl es bei Katarrhen und Schnupfen nicht so sehr auf das Vergessen als auf das Verlieren ankommen dürfte.

Sonntag leuchtete die Sonne mit solchem Temperament

daß sie imstande gewesen wäre, an Stelle des gleichfalls auf dem Semmering anwesenden Herausgebers den Leitartikel zu telephonieren und einen Administrationsbeamten hinauszuwerfen, der es nicht verhindert hat, daß unter dem Vorwand Gummiabsätze zu empfehlen, etwas genannt wird, was nicht genannt werden soll. Aber nein, das war nicht die Folge, sondern

daß die Spaziergänger, die in dichten Scharen den Sonnwendstein hinaufpilgerten, oben vor dem Schüler-Alpenhaus getrost im Freien speisen konnten, vorausgesetzt, daß sie noch Platz fanden.

Man soll es diesen Pilgern gönnen, seit den Tagen der Kreuzzüge hat es keine geben, die es sich mehr verdient haben, und wenn die Staatsanwälte sie schon im Freien speisen lassen, so tut die Sonne ein Übriges und läßt die Butter zergehen, die sie auf dem Kopfe haben.

Und um 1 Uhr mittags wies dort das Thermometer sage und schreibe 29 Grad Celsius in der Sonne auf

was sagt man, was schreibt man! Mir scheint stark, die Sonne scheint stark. Unter solchen Umständen begab sich Ungeheuerliches:

Sonntag nachmittag entstand auf dem Semmering unter vielen Ausflüglern ein lebhaftes Dilemma.

Was entstand unter ihnen? Aha, ob man geben oder nehmen soll? Nein wer wird denn immer an das denken, woran man immer denken muß! Im Gegenteil, wir sind doch in Gottes freier Natur, lassen wir Gott seine Freud, selten hat er das Glück, daß er sie alle beisammen sieht. Es war ein anderes Dilemma:

Unten in Wien der Industriellenball, oben die herrliche Natur.

Ojwe ein tragischer Konflikt. Wie kommt man heraus aus der Klamm?

Die Frage: »Sollen wir zurückfahren?« führte zu bewegten Diskussionen und wurde vielfach durch ein Abzählen der Knöpfe erledigt.

»Wo is Isolde?« »Was schreist du so?« »Mir scheint stark, du vergißt ganz am Industriellenball! Isolde!? Wo is sie?« »Wo wird sie sein? Bob fahren is sie gegangen.« »Jetzt muß sie Bob fahren, wo wir herein müssen in die Stadt?« »Schrei nicht, Stiaßny dreht sich schon um.« »Er fahrt doch auch herein?« »Wenn er auch hereinfahrt, fahren wir auch herein!« »Was hat zu geschehn?« »Was zu geschehn hat? Auf Isolde soll ich sagen? Wenn sie beim Bob is, vergißt sie am Tanzen.« »Ich schick zu ihr, oder weißt du was, soll man bleiben, die Sonne is direkt lohnend, wenn man schon die Zimmer mit Müh und

Not bekommen hat, wo alles ausverkauft is, nur durch meine Protektion, weil ich intim bin — « »Weiß du was, ich weiß auch nicht, zähl ab die Knöpf!« (Kämpft mit sich, zählt und bleibt. Im Hintergrund lacht die Sonne.)

Manche sind trotzdem nach innerem Kampf oder weil ein Knopf gefehlt hat nach Wien zurückgefahren.

Aber die Tatsache, daß sehr viele Besucher des gestrigen Industriellenballes sich heute morgen wieder auf dem Südbahnhof trafen, ist charakteristisch —

Wofür?

Für den Magnetismus, den der Semmering ausübt.

Seltene Naturkräfte scheinen sich dort, merkt's ihr Fremden Rendezvous gegeben zu haben, zumal, wenn man auch an die Elektrizität denkt, die der Semmering ausübt. Sicher aber hat das Wetter, das nicht nur einen Semmeringsommer, sondern geradezu einen Rivierasommer bescheert hat,

dem Semmering ungezählte neue Freunde zugeführt.

Wenn der Fremdenverkehr sich so gut heben könnte, wie der Magen jenes Einheimischen, dem solcher Menschenfraß nur durch die Zeitung serviert wird, so wär's gefährlich. Der Tonfall der mischpochalen Geselligkeit, der jetzt in den österreichischen Dingen das Wort führt, hat eines nicht bedacht: daß die Fremden, die mit Landschaft glücklich gelockt werden, durch den Menschenschlag heillos in die Flucht zu treiben sind.

* * *

9

Wo gibt es noch eine so schöne Gegend

wo jeder Luftikus, der sich im Fasching eine falsche Nase aufsetzt, in der Zeitung genannt wird? So daß man am nächsten Morgen sicher sein kann, eine achtspaltige Serie zu finden, die von weitem so aussieht, wie ein Abdruck aus dem Armee-Verordnungsblatt, in der Nähe aber erkennen läßt, daß sich der Landsturm falsche Nasen aufgesetzt hat. Wahrscheinlich zur Ablenkung Rußlands, das wieder einmal, wie die österreichischen Sangräte sagen, Sponponadeln macht. Wo gibt es noch eine so schöne, einladende Gegend in Europa? Nur hereinmarschiert, meine Herrschaften!

* * *

Ohne Hauskorrektur!

Arzt und Künstler

Jener liberale Typus, dem mit dem Schuhabsatz auf die Plattform zu treten — ob mit Berson oder Palma ist gehupft wie gesprungen — die primitivste geistige Anstandspflicht ist, der schöngeistige Mann der Wissenschaft: hat mir kürzlich einen Tag lang die Aussicht verstellt. Unter diesem stützigsten aller Begriffe fasse ich jene Erscheinungen zusammen, denen der sogenannte Ernst des Lebens noch Zeit und Muße, fürwahr Muße, zu einer Beschäftigung mit der sogenannten Kunst läßt, was sie dann zu einer scherzhaften Verwechslung von Muße- und Musestunden und sonstigem Allotria sattsam, wohlgemerkt sattsam, benutzen. Es sind Leute, die sich noch irgend etwas bewahrt haben, und bei der mir innewohnenden Schamlosigkeit, dem keuschesten Besitz, den ich mir bewahrt habe, bestehe ich darauf, daß sie es fatieren. Da stellt denn heraus, das siebzigjährige Strafrechtsprofessoren ~~oder~~ gleichalterige Chirurgen Herz auf Schmerz reimen oder sonst irgendwie den Musen auf den Busen greifen ~~was ebenso aufsehenerregend wie unappetitlich ist~~ Auch kommt es vor, daß sie sich den Humor bewahrt haben, der dann irgendeinmal plötzlich, man dreht sich kaum um, in seine Rechte tritt, anstatt im Klosett zu verschwinden. Anerkannter Lebenszähigkeit aber, die in vollster geistiger und körperliche Frische Jubiläen feiert, erfreut sich der warmfühlende Arzt, der zwischen Rezepten immer auch noch goldene Worte zu verschreiben fähig ist und wenn wir schon ganz schwach sind, uns noch eine attische Salzinjektion verabreicht oder uns statt Pillen Perlen der Altersweisheit eingibt oder jene glitzernden Dinger, die er Aphorismen nennt. Nun mag ja der Professor Gersuny einer der besten Chirurgen sein, die es derzeit gibt, aber was gegen ihn einnimmt, ist das Gefühl, daß er seine Feder für wichtiger hält als sein Messer und einen schlechten Lyriker für wertvoller als einen guten Chirurgen, während es doch vollkommen ausgeschlossen ist, daß man sich vertrauensvoll von einem Mann das Bein wegnehmen läßt, der dem warmblütigen Herrn Salus in Prag enthusiastische Briefe schreibt. Herr Salus selbst hat es zum 70. Geburtstag Gersunys enthüllt und zu den ärgsten Gräueln, deren das Geistesleben einer von Freundschaft, Humanitas, Gänseschmalz und Poesie triefenden Logenbrüderlichkeit fähig ist, gehört der Glückwunsch, den jeder, anstatt ihn in den Postkasten zu werfen, dort veröffentlicht hat, wo solcher Herzenston noch immer zur Ablenkung von Börsenmanövern seine Dienste tut. Peinlich ist es schon, wenn den Männern der Wissenschaft — Insassen eines verkehrten Harems — das Wort Nothnagels: Nur ein guter Mensch kann ~~ein guter Arzt sein~~ als Marke angeheftet wird. Nun kann man sich aber gar nicht vorstellen, wie warmblütig es zwischen Herrn Gersuny und Salus, die auch gute Dichter sind, zugeht. Zunächst neckt sich Salus mit der Neuen Freien Presse die von seiner heimlichen Freundschaft mit Gersuny erfahren habe was zu den Allwissenheiten des Märchens gehört. Hierauf spricht er Gersuny Sie Aphorismenpräger an, vermutlich zur Unterscheidung von Salus selbst, der ein Präger schlechtweg ist, und meint, wie beseligend der Besitz von zwanzig Seiten langen Briefen Gersunys sein müsse, wenn schon jeder einzelne Satz, den Gersuny geprägt habe, glitzernd sei. Gersuny hat ihm nämlich, ohne ihn noch persönlich zu kennen einen begeisterten Brief über seine Gedichte geschrieben. Diesen Brief zeigte Salus damals allen möglichen Berufsgenossen und fragte immer wieder ungläubig, ob dieser Briefschreiber denn wirklich der große Chirurg Robert Gersuny sein könne, der solche Worte für einen jungen Dichter gefunden hätte. Salus hat Recht Dem klinischen Jünger hätte der große Chirurg vielleicht: Sie patzer gesagt, dem Arzt, der Versfüße einrenken kann und ein paar o-beinige Gefühle zum Hatschen bringt, schreibt er einen bewundernden Brief. So ist die Wissenschaft. Damals schien mir unglaublich, daß ein Chirurg überhaupt Gedichte lesen, daß er sich Muße (aha) und Stimmung absparen könne, um die skandierten Gefühle eines anderen nach- und zufühlen, daß er dann, warmblütig wie ein Jüngling, seiner Freude an dem Gleichklang

der eigenen Empfindungen mit den Stimmungen des jungen Dichters Ausdruck verleihen, daß er ihm einen Bewunderungsbrief schreiben mußte! Salus hat so sehr recht, daß man ihm die Feder halten möchte, mit der er sich in ahnungsloser Banalität in den eigenen Leib schneidet, ~~nur daß er's eben sehr zu Gunsten der Beteiligten auffaßt~~. Wieviel eigner Künstlersinn steckt in solch einem ganz uneigennützigen, freudigen Beifallsruf! Sie sind selbst ein Künstler, schrieb ich Ihnen wohl damals . . . Und Gersuny habe geantwortet: Ich bin ein latenter, ein passiver Künstler, der Kunstwerke genießen kann, sie befruchten meine Phantasie. Salus kann sich nicht fassen: Man denke: ein Chirurg mit Phantasie, den Gedichte befruchten können! O, es liegt in Ihren vielen genialen Operationsvorschlägen mit, mit Phantasie, ich bin ja selbst Arzt und kann das bewundernd würdigen. Und diese künstlerische Phantasie zeichnet Ihre Chirurgie vor vielen anderen aus. Nun beachte man also, wie gut die Rollen verteilt sind. Gersuny ist selbst Künstler und würdigt deshalb die Gedichte des Salus, während Salus selbst Arzt ist und deshalb die Operationen des Gersuny würdigen kann. Ich muß aber sagen, daß ich mich noch immer lieber von Gersuny nach Entwürfen von Salus, das heißt, nachdem Gersunys Phantasie von Salus befruchtet ist, operieren lasse als mit Markose Gedichte von Salus lesen ~~wollte~~. In Salus hat sich selbstredend der reifende Mensch zu den ernsten, reifen Mann hingezogen gefühlt, dessen eigene Jugend ernstere Wege gegangen war, der eigener Phantasie Zügel angelegt und aus dem glühenden Träumer Gersuny durch Selbstzucht den großen Chirurgen gemacht hat. Wiederholt haben nämlich Salus und dessen Frau mit Gersuny größere Reisen unternommen, wobei sie sowohl im Bewundern der großen Natur wie der erhabenen Kunst geschwelgt haben. Daß Salus nebenbei bemerkt auch persönlich Gelegenheit hatte, in Gersuny den großen Chirurgen kennen und bewundern zu lernen, indem er nämlich von Gersuny selbst operiert wurde, scheint jetzt nach so vielen Jahren wie ein gütiges

Regiekunststückchen des, wie sagt man nur, Puppenlenkers da droben. Gersunys Phantasie war von Salus' Gedichten offenbar dermaßen zu den kühnsten Operationen angeregt, daß er sich am Dichter selbst vergriff und ihm den Blinddarm wegnahm, wobei sich aber herausstellte, daß der Blinddarm nicht jenes überflüssige Organ ist, von dem die Verse kommen. Natürlich muß Salus jetzt wahrhaftig lachen, weil er hört, daß Gersuny schon ein Greis sei, ha! ha, er sei natürlich ein Jüngling, es müsse ein Wunder sein, es gebe so viele Wunder im Dasein, und nur Dichter haben das Glück, für diese Wunder offene Augen und ein offenes Herz zu besitzen. Diesem Siebzigjahrwunder gegenüber wird auch der Lyriker in mir sprachlos. Sonst muß man ihm schon eine Scholetkugel in den Mund geben. Die Sprache aber, die er findet, wird uns in Tagen, in denen angeblich ein Setzerstreik herrscht, mit einer Seelenruhe vorgesetzt, als ob wir wirklich schon fühllos geworden wären gegen die Tortur Phrase. Es muß wirklich so weit gekommen sein, daß diese durch den Mangel an Reimen entlarvte Prosa eines Onkels, der die Festrede bei der Beschneidung hält, als die Sprache der Kultur hingenommen wird. Ohne Magenkrämpfe. Denn wenn es just passiert, daß ihm von den Speiseresten des heineschen Lyrismus endlich schlecht wird, der müßte sich unter den Zumutungen dieser warmblütigen Mischpoche förmlich winden und so zu verstehen geben, daß er es satt habe. Ich würde ja noch weiter gehen. Gersuny operierte Salus; er tat es unter dem Eindrucke von Salus Gedichten. Ich wäre neugierig, ob Salus, ~~ein Menschenfreund~~, es verweigern würde, mich zu behandeln, wenn ich ihn rufen ließe und ihm sagte, daß mir von seinen Gedichten schlecht geworden sei. Das wäre aber ein Ausnahmsfall. Sonst bin ich dafür, daß man schöngeistige Männer der Wissenschaft, die für ihre Mußestunden sich noch etwas bewahrt haben, in den Ordinationsstunden ausgehungert, von Chirurgen, die Aphorismen prägen, sich auch keine Hühneraugen schneiden läßt, keinem einen Blinddarm zu verdienen gibt und so diese Leute zwingt, ganz der Schönheit zu leben.

* * *

Arzt und Künstler

Jener liberale Typus, dem mit dem Schuhabsatz auf die Plattform zu treten — ob mit Berson oder Palma ist gehupft wie gesprungen — die primitivste geistige Anstandspflicht ist, der schöngeistige Mann der Wissenschaft: hat mir kürzlich einen Tag lang die Aussicht verstellt. Unter diesem stützigsten aller Begriffe fasse ich jene Erscheinungen zusammen, denen der sogenannte Ernst des Lebens noch Zeit und Muße, fürwahr Muße, zu einer Beschäftigung mit der sogenannten Kunst läßt, was sie dann zu einer scherzhaften Verwechslung von Muße- und Musestunden und sonstigem Allotria sattsam, wohlgemerkt sattsam, benutzen. Es sind Leute, die sich noch irgend etwas bewahrt haben, und bei der mir innewohnenden Schamlosigkeit, dem keuschesten Besitz, den ich mir bewahrt habe, bestehe ich darauf, daß sie es fatieren. Herzeigen oder ich bin grob! Da stellt sich denn heraus, daß siebzigjährige Strafrechtsprofessoren noch hie und wieder einen lyrischen Seitensprung machen und gleichalterige Chirurgen Herz auf Schmerz reimen oder sonst irgendwie den Musen auf den Busen greifen, pfui Kaka, schickt sich denn das? Auch kommt es vor, daß sie sich den Humor bewahrt haben, der dann irgend einmal plötzlich, mandreht sich kaum um, in seine Rechte tritt, anstatt im Klosett zu verschwinden. Anerkannter Lebenszähigkeit aber, die in vollster geistiger und körperliche Frische Jubiläen feiert, erfreut sich der warmfühlende Arzt, der zwischen Rezepten immer auch noch goldene Worte zu verschreiben fähig ist und wenn wir schon ganz schwach sind, uns noch eine attische Salzinjektion verabreicht oder uns statt Pillen Perlen der Altersweisheit eingibt oder jene glitzernden Dinger, die er Aphorismen nennt, nicht geschenkt nehm ich sie. Nun mag ja, im Ernst gesprochen, der Professor Gersuny einer der besten Chirurgen sein, die es derzeit gibt, aber was gegen ihn einnimmt, ist das Gefühl, daß er seine Feder für wichtiger hält als sein Messer und einen schlechten Lyriker für wertvoller als einen guten Chirurgen, während es doch vollkommen ausgeschlossen ist, daß man sich vertrauensvoll von einem Mann das Bein wegnehmen lassen wird, der dem warmblütigen Herrn Salus in Prag enthusiastische Briefe schreibt. Herr Salus selbst hat solches zum 70. Geburtstag Gersunys enthüllt und zu den ärgsten Gräueln, deren das Geistesleben einer von Freundschaft, Humanitas, Gänseschmalz und Poesie triefenden Logenbrüderlichkeit fähig ist, gehört der Glückwunsch, den jenner, anstatt ihn in den Postkasten zu schmeißen, dort veröffentlicht hat, wo solcher Herzenston noch immer zur Ablenkung von Börsenmanövern seine Dienste tut. Peinlich ist es schon, wenn den Männern der Wissenschaft — Insassen eines verkehrten Harems — »das Wort Nothnagels«: Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein, als Marke angeheftet wird. Nun kann man sich aber gar nicht vorstellen, wie warmblütig es zwischen den Herren Gersuny und Salus, die noch dazu auch gute Dichter sind, zugeht. Zunächst neckt sich Salus mit der Neuen Freien Presse, die von seiner heimlichen Freundschaft mit Gersuny erfahren habe, tütütü! was »zu den Allwissenheiten des Märchens gehört«. Hierauf spricht er Gersuny »Sie Aphorismenpräger« an, vermutlich zur Unterscheidung von Salus selbst, der ein Präger schlechtweg ist, und meint, wie beseligend der Besitz von zwanzig Seiten langen Briefen Gersunys wirke, wenn schon jeder einzelne Satz, den Gersuny geprägt habe, glitzernd sei. Gersuny hat ihm nämlich, ohne ihn noch persönlich zu kennen, einen begeisterten Brief über seine Gedichte geschrieben. Diesen Brief zeigte Salus damals allen möglichen Berufsgenossen und »fragte immer wieder ungläubig, ob dieser Briefschreiber denn wirklich der große Chirurg Robert Gersuny sein könne, der solche Worte für einen jungen Dichter gefunden hätte«. Salus hatte Recht zu zweifeln. Dem klinischen Jünger hätte der große Chirurg vielleicht: Sie Patzer! gesagt dem Arzt, der Versfüße einrenken kann und ein paar o-beinige Gefühle notdürftig zum Hatschen bringt, schreibt er einen bewundernden Brief. So ist sie, die Wissenschaft. »Damals schien mir unglaublich, daß ein Chirurg überhaupt Gedichte lesen, daß er sich Muße (aha) und Stimmung absparen könne, um die skandierten Gefühle eines anderen nach- und mitzufühlen, daß er dann, warmblütig wie ein Jüngling, seiner Freude an dem Gleichklang der eigenen Empfindungen mit den Stimmungen des jungen Dichters Ausdruck verleihen, daß er ihm einen Bewunderungsbrief schreiben mußte!« Salus hat so sehr recht, daß man ihm die Feder halten möchte, mit der er sich in ahnungsloser Banalität in den eigenen Leib schneidet. Ja, so fühlt und klingt Salus, so fühlt und klingt Gersuny mit. »Wieviel eigenes Künstlertum steckt in solch einem ganz uneigennützigen, freudigen Beifallsruf! Sie sind selbst ein Künstler, schrieb ich Ihnen wohl damals . . .« Und Gersuny habe geantwortet: »Ich bin ein latenter, ein passiver Künstler, der Kunstwerke genießen kann, sie befruchten meine Phantasie«. Salus kann sich nicht fassen: »Man denke: ein Chirurg mit Phantasie, den Gedichte befruchten können! O, es liegt in

Ihren vielen genialen Operationsvorschlägen viel, viel Phantasie, ich bin ja selbst Arzt und kann das bewundernd würdigen. Und diese künstlerische Phantasie zeichnet Ihre Chirurgie vor vielen anderen aus.« Nun beachte man also, wie gut die Rollen verteilt sind. Gersuny ist selbst Künstler und würdigt deshalb die Gedichte des Salus, während Salus selbst Arzt ist und deshalb die Operationen des Gersuny würdigen kann. Ich muß aber sagen, daß ich mich noch immer lieber von Gersuny nach Entwürfen von Salus, das heißt, nachdem Gersunys Phantasie von Salus befruchtet ist, operieren lassen wollte., als mit Narkose Gedichte von Salus lesen. In Salus hat sich selbstredend der reifende Mensch zu dem ernsten, reifen Manne hingezogen gefühlt, dessen eigene Jugend ernstere Wege gegangen war, der eigener Phantasie Zügel angelegt und aus dem glühenden Träumer Gersuny durch Selbstzucht den großen Chirurgen gemacht hat. Wiederholt haben naturlich Salus und dessen Frau mit Gersuny größere Reisen unternommen, wobei sie sowohl im Bewundern der großen Natur wie der erhabenen Kunst geschwelgt haben. Daß Salus nebenbei bemerkt auch persönlich Gelegenheit hatte, in Gersuny den großen Chirurgen kennen und bewundern zu lernen, indem er nämlich von Gersuny selbst operiert wurde, scheint jetzt nach so vielen Jahren wie ein gütiges

Regiekunststückchen des, wie sagt man nur, Puppenlenkers da droben. Gersunys Phantasie war von Salus' Gedichten offenbar dermaßen zu den kühnsten Operationen angeregt, daß er sich am Dichter selbst vergriff und ihm den Blinddarm ~~fort~~nahm, wobei sich aber herausstellte, daß der Blinddarm nicht jenes überflüssige Organ ist, von dem ~~die friserablen Gedichte~~ kommen. Natürlich muß Salus jetzt wahrhaftig lachen, weil er hört, daß Gersuny schon ein Greis sei, ha ha, er sei natürlich ein Jüngling, es müsse ein Wunder sein, es gebe so viele Wunder im Dasein, und nur Dichter haben das Glück, für diese Wunder offene Augen und ein offenes Herz zu besitzen. Diesem Siebzigjahrwunder gegenüber wird auch der Lyriker in mir sprachlos, sagt Salus. Sonst muß man ihm schon eine Scholetkugel in den Mund geben. Die Sprache aber, die erfindet, wird uns in Tagen, in denen angeblich ein Setzerstreik herrscht, mit einer Seelenruhe vorgesetzt, als ob wir wirklich schon fühllos geworden wären gegen die Tortur der Phrase. Es muß wirklich so weit gekommen sein, daß diese durch den Mangel an Reimen entlarvte Prosa eines Onkels, der die Festrede bei der Beschneidung hält, als die Sprache der Kultur hingenommen wird. Ohne Magenkrämpfe. Dem wem es just passieret, daß ihm von den Speiseresten des heineschen Lyrismus endlich schlecht wird, der müßte sich unter den Zumutungen dieser warmblütigen Mischpoche förmlich winden und so wenigstens durch Fasten zu verstehen geben, daß er es satt habe. Ich würde ja noch weiter gehen. Gersuny operierte Salus; er tat es unter dem Eindrucke von Salus' Gedichten. Ich wäre neugierig, ob Salus, der doch ein guter Mensch ist, es verweigern würde, mich zu behandeln, wenn ich ihn rufen ließe und ihm sagte, daß mir von seinen Gedichten schlecht geworden sei. Das wäre aber ein Ausnahmsfall. Sonst bin ich dafür, daß man schöngeistige Männer der Wissenschaft, die für ihre Mußestunden sich noch etwas bewahrt haben, in den Ordinationsstunden aushungert, von Chirurgen, die Aphorismen prägen, sich auch keine Hühneraugen schneiden läßt, keinem einen Blinddarm zu verdienen gibt und so diese Leute zwingt, ganz der Schönheit zu leben.

Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist

Zu den vielen Forderungen, die das öffentliche Leben bietet, gehört die, daß die Lehrkanzel Minors endlich besetzt oder vielmehr daß die Besetzung der Lehrkanzel Minors nicht länger hinausgeschoben werde. Man ist versucht zu glauben, daß es wirklich Interessenten für derlei gibt, man hört aufgeregte Zeitungsstimmen und wenn man wissen will, worin denn eigentlich die Gefahr einer weiteren Nichtbesetzung der Lehrkanzel liege, so bekommt man die Antwort: Zu Ende des laufenden Schuljahres wird sich das Ungeheuerliche ereignen — Ja was denn? »Daß künftige Lehrer des Deutschen an den österreichischen Mittelschulen die Universität verlassen, ohne eine eingehende Vorlesung über Lessing oder Herder, Goethe oder Schiller gehört zu haben«. Mit einem einfachen Kusch kommt man in solchem Fall nicht mehr aus. Man müßte die schmerzliche Entrüstung, die die Gefahr der verwahrlosten Germanisten mit der der ungeschulten Anatomen vergleicht und ironisch davon spricht, daß es sich »nur um die geistige Entwicklung einiger Schülergenerationen handelt«, schon mit einem Hieb in die Fresse beantworten. Wie ich über die Schülergenerationen denke, die sich von der Lehrkanzel Minors aus geistig entwickeln lassen, ist ja bekannt, auch daß ich die Nichtbesetzung solcher Örtlichkeiten für das weitaus kleinere Übel halte. Das ganze Geschrei, das die Bildung gegen das Unterrichtsministerium erhebt, wird aber von einem gewissen Hock instrumentiert, einem Zeitungsschreiber, der auch einen Dozenten betreibt und der jetzt sichtlich ungehalten ist, weil man einen Literarhistoriker aus Posen ihm vor die Nase setzen will. Da es nun nichts auf Erden gibt, was für die Kultur belangloser wäre als die Frage, wer künftig in Wien über den Unterschied zwischen Schiller und Goethe unmaßgeblich Behauptungen aufstellen soll, so wirkt die Verpflanzung dieses Berufskrakehlers als eine der schwersten Belästigungen, die der Öffentlichkeit je angesonnen wurden. Um das Problem dem Publikum schmackhaft und die Behörde in der gesunden Verachtung, die sie für die Literaturgeschichte zu haben scheint, irre zu machen, wird die Aufgabe des Mannes, mit dem die Lehrkanzel besetzt werden soll, in jenen Dunstkreis von liberaler Phrase gestellt, die eine Zwecklosigkeit durch unvorstellbare Mittel beglaubigen. Denn der Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Wiener Universität, heißt es, »hat nicht nur Pflichten als Lehrer zu erfüllen«, und nun wird der Schabernak, den er sonst noch auszuführen hat, wie folgt beschrieben: »Er spielt auch eine wichtige Rolle im geistigen Leben der Residenzstadt«. Was hat er da also zu tun, wenn ihm nicht die Überzeugung, daß das geistige Leben der Residenzstadt keine wichtige Rolle spielt, die Lebensfreude genommen hat? »Er ist in unzähligen Fällen der freiwillig anerkannte Führer der Schriftsteller dieser Stadt und dieses Reiches«. Gut, ich bin ein Sonderling, der zeitlebens nie den Professor Minor als seinen Führer anerkannt hat. Aber wie führt er die andern? »Ihm fällt gleichsam als Krongut die Würde und die Verantwortung des Preisrichters in unseren vornehmsten literarischen Stiftungen zu«. Wenn er, anstatt sich des Krongutes zu bemächtigen, in derselben Zeit lieber Kegelschieben gegangen wäre, mancher Verdruß wäre uns erspart geblieben, wenngleich nicht die Befürchtung, daß er auch beim Kegelschieben noch einen Idioten kennen gelernt hätte, dem er schließlich doch den Bauernfeldpreis zugesehanzt haben würde, so daß wir am Ende doch die Überzeugung gewonnen hätten, daß doch der Kegelklub ein besserer Preisrichter sei und jedenfalls viel mehr von der Literatur verstehe als der Professor.

Der Liberalismus verlangt deshalb, daß für diese Stelle der beste gerade gut genug sei. Das ist bescheiden, mir ist auch der beste noch nicht gut genug, denn ich halte sie alle für völlig wertlose Wichte, die für eine nichtssagende Tätigkeit dem Staat das Geld herausreißen. Der Liberalismus meint die »Persönlichkeit« des Literaturprofessors — wirklich und wahrhaftig, Persönlichkeit müsse »etwas Ragendes und Bezwingendes haben«. Nun, das alles ist ja recht schön und gut, aber man wird zugeben, daß der Literaturprofessor, selbst wenn er diese Forderungen erfüllt, nur Liebhaberwert hat. Wir möchten gern wissen, was er außer dem Eindruck, den er auf seinen Raseur macht und außer der Verleihung des Bauernfeldpreises an Herrn Trebitsch noch für eine Mission hat. Wir möchten gern etwas Sachliches hören. ~~Etwa so!~~ »Wenn Dichtung und Wissenschaft die unzerreißbaren Bande sind, die uns Deutschösterreicher mit den Volksgenossen im Reiche verknüpfen, so fällt dem Manne, der die Wissenschaft von der deutschen Dichtung an der wichtigsten Universität Deutsch-Österreichs vertritt, die Aufgabe zu, an der Befestigung dieser Verbindung in erster Reihe mitzuwirken«. Das läßt sich hören, darunter kann ich mir etwas vorstellen. Ich bin überzeugt, daß der [illegible], ehe er sich mit einem Kommerzialrat in eine Verbindung einläßt, ~~genau~~ feststellen wird, wer jetzt an der Universität das literaturhistorische Kolleg inne hat und unter Umständen achselzuckend sagen wird: Nee, nich zu machen, der Mann, den Sie jetzt dort für Literatur haben, flößt uns kein Vertrauen ein.

Wär'n Sie unter Minor gekommen! Er würde sich mit R. M. Meyer zufrieden geben. Er kann sich auf die Wiener Presse berufen, die flau gemacht hat. Zwar, das literarische Leben in Wien, meint sie, werde »weiter blühen«, auch wenn es an dem offiziellen Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte »keinen Führer und keinen Schirmer hat.« Aber die Universität werde es büßen, und ~~von~~ ihrem Wohl und Wehe sei die ganze Bevölkerung unserer Stadt interessiert, »von den Arbeiterscharen, die am 1. Mai im Vorbeiziehen an dem Universitätsgebäude ihr ‚Hoch!' rufen, bis zu der Elite der Wiener Gesellschaft, die sich an den Festtagen der Alma mater in der hohen Aula versammelt.« Die Hochrufe der Vorbeiziehenden und die Toilettenschau der Anwesenden — zwischen diesen Sensationen hat das Interesse Wiens an der Wissenschaft einen hinreichenden Spielraum. ~~Und~~ welcher Umstand hat dieses Interesse Wiens speziell jener Lehrkanzel zugeführt, die noch immer nicht besetzt ist? Was macht gerade den Literaturprofessor so beliebt? »Aus seinem Hörsaal, aus seinem Seminar entspringen die Quellen, die noch nach tausendfältiger Verästelung den Durst unserer Mittelschüler löschen.« Hier tritt bereits Delirium ein. Und hier muß wieder einmal die im eigenen Nebel torkelnde Bildung mit der Beruhigung ernüchtert werden, daß das wahre Studium bis zur Matura reicht und an den Brüsten der Alma mater aufhört. Daß es nur durch die Charaktermassage des Gymnasialunterrichts besorgt und durch die Wissenschaft vernachlässigt wird. Daß der ödeste Formelkram des Mittelschullebens besser zum Leben hilft als der Geist der Hochschulfreiheit zur Freiheit. Daß Mathematik wichtiger für die Literatur ist, als Literaturgeschichte. Daß man Deutsch durch Latein besser lernt als durch Deutsch. Und daß es ganz egal ist, welchen Literaturprofessor die Deutschlehrer an den Mittelschulen gehört haben. Und daß die Frage, ob eine so anrüchige Kanzel frei oder besetzt sei, zwar die wartenden Herren beschäftigen mag, aber daß es die unbeteiligte Öffentlichkeit keineswegs dringend hat und daß sie sich durchaus nicht dafür interessiert, wer dort sitzt, steht oder hockt.

Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist

Zu den vielen Forderungen, die das öffentliche Leben bietet, gehört die, daß die Lehrkanzel Minors endlich besetzt oder vielmehr daß die Besetzung der Lehrkanzel Minors nicht länger hinausgeschoben werde. Man ist versucht zu glauben, daß es wirklich Interessenten für derlei gibt, man hört aufgeregte Zeitungsstimmen und wenn man wissen will, worin denn eigentlich die Gefahr einer weiteren Nichtbesetzung der Lehrkanzel Minors liege, so bekommt man die Antwort: »Zu Ende des laufenden Schuljahres

Vom denkenden Hund

In Mannheim wird, ohne daß der Tierschutzverein einschreitet, ein Hund vorgeführt, der gezwungen ist, die Fähigkeiten eines nützlichen Mitglieds der menschlichen Gesellschaft zu haben. Ein sogenannter denkender Hund. Daß die Hunde denken, haben die Menschen bis heute darum nicht geglaubt, weil sich die Hunde ihren Teil gedacht und es den Menschen nicht verraten haben. Nun erst, da sich herausstellt, daß ein Hund Wurzel ziehen kann, wird ihm nachgewiesen, daß er ein denkender Hund sei. In Mannheim ist es nun doch zu viel geworden und er scheint gewillt, mit lästigen Besuchern kurzen Prozeß zu machen. Nicht als ob er sie beißen wollte, aber er bellt ihnen was oder vielmehr, er buchstabiert ihnen was. Besonders auf die Gelehrten, die man fortwährend zu ihm hinein läßt, hat er es scharf.

Der Hund benutzt seine Buchstabierkunst auch zu eigenen Meinungsäußerungen und mischt sich direkt ins Gespräch. Als Prof. Ziegler Frau Dr. Moekel, die leidend ist, abrät, sich auf mehrtägige Versuche ausländischer Psychologen einzulassen, fängt Rolf plötzlich ungefragt zu buchstabieren an, »had rgd«, buchstabiert er, d. h. »hat recht«. Auch seinen Unwillen weiß er deutlich kundzugeben, und einem Zoologen, Dr. Gruber, der mit ihm Versuche anstellen wollte, antwortete er in einer langen Buchstabenreihe: »sr fil bildr gsn und sagd was is bei dsiglr gnug is nigd mr sagn wil was is dum lign lasn r al hrs mir bugl sdeign«, d. h. in gewöhnliche Orthographie übertragen: »Sehr viele Bilder gesehen bei Ziegler und gesagt was ist; genug ist, nicht mehr sagen will (ich), was ist; dumm; liegen lassen es (ihn); Alle Herren mir Buckel steigen!«

Mit Recht ist nun die Version aufgebracht, daß dieser Hund von Mannheim ein denkender Grubenhund sei. Denn es ist gewiß möglich, der Wissenschaft und den ihr befreundeten Zeitungen einzureden, daß ein Hund ihnen allen sagen läßt, sie mögen ihm auf dem Buckel steigen. Daß dieser Hund übrigens sich noch rühmt, daß er ausgesprochen habe, »was ist«, läßt ihn als den einzigen Hund in Deutschland erscheinen, der von Herrn Harden noch einen Bissen nimmt.

* * *

Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht

Der Detektiv Ernst Hoffmann stand gestern unter der Anklage der versuchten Erpressung vor dem Landgericht. Das Opfer seiner Tätigkeit war der Inhaber des Freibades Wannsee, Kaufmann Frankenthal in Nikolassee. Als Frankenthal vor vier Jahren ein Gelände am Wannsee pachtete und darauf das Freibad Wannsee errichtete, dauerte es nicht lange, so setzten die Inhaber der an den märkischen Wasserstraßen gelegenen Badeanstalten alle Hebel in Bewegung, um die unbequeme Konkurrenz aus der Welt zu schaffen. Der Obmann des Vereines märkischer Naturbadeanstalten, Badeanstaltsbesitzer Ziehm in Treptow, wandte sich an den Rechtskonsulenten May mit dem Auftrag, im Freibad Wannsee heimliche Beobachtungen anzustellen, ob dort Unsittlichkeiten vorkämen. May verlangte hiefür 125 Mark und später 300 Mark. Das ausführende Organ Mays war der Detektiv Hoffmann, der für seine Tätigkeit 6 Mark pro Tag erhielt. Er hatte insbesondere den Auftrag, alles, was beanstandet werden könnte, auch gleich zu photographieren.

Eines Tages wurde Frankenthal von einem Unbekannten telephonisch angerufen und unter Hinweis auf die gegen das Freibad eingeleitete Bewegung um eine Unterredung ersucht, die dann auch in einem Café am Rosenthaler Tor stattfand. Hoffmann stellte sich dabei mit seinem richtigen Namen als Agent des Detektivinstituts May vor und erzählte, er habe den Auftrag, nicht nur etwaige Unsittlichkeiten im Freibad festzustellen, sondern auch eventuell mit Hilfe von Straßendirnen »selbst unsittliche Gruppen« zu stellen und zu photographieren. Bei einer zweiten Zusammenkunft im Restaurant Beelitzhof erzählte er dann auch noch, er sei beauftragt, einen Wärter im Freibad zu bestechen und sich von diesem mit einem Mädchen überraschen zu lassen. Die Photographien hievon würden dann in einer öffentlichen Versammlung, zu der Pastoren und Sittlichkeitsvereine eingeladen werden sollten, als Lichtbilder gezeigt werden.

Frankenthal witterte in diesen Mitteilungen gleich die einleitenden Schritte zu einer Erpressung, und als Hoffmann erklärte, er würde sich auf Frankenthals Seite schlagen, wenn ihm der Schaden, den er durch den Verlust seiner Stellung hätte, ersetzt werden würde, ließ Frankenthal ihn festnehmen . . . .

Det mit der Konkurrenz is ja ejal, die Jründe interessieren uns nich, Jeschäft is Jeschäft, jewiss doch wenn sich'n Freibatt durch'n andres Freibatt jeschädigt fühlt, so hat es doch recht, alle Hebel in Bewejung zu setzen, die Hauptsache is immerzu, wenn öffentliches Ärjernis errecht wird. Öffentliches Ärjernis muß sintun wenns nich da is, muß es errecht werden, immerzu, famos hat Hoffmann det jemacht, kenn Se Hoffmann, er war zuerst bei der Sitte, dann war er Lude, nu is er beim Rechtskonsulenten. Sehn Se, dafür was nu weiter jeschehen ist, det a selbst jestrauchelt is, dafür is niemand verantwortlich, es irrt der Mensch, solang a strebt, hat sich selbst Harden schon geirrt. Se wissen doch damals wie a det mit die Normwidrigkeiten ufjedeckt hat, det mit Eulenburg und der janzen homesexiellen Kiste überhaupt, da hat a doch manches nich jewußt, was seinerzeit am Starenberjer See vorjefallen is, da hat a doch vieles übasehn, na sehn Se, unfehlbar is keener, jewiß doch, Riedl hat ihm viel jesagt was erweislich wahr is, un Schömmer der Klavierträger Se wissen doch hat durch das Guckloch beobachtet wie er die beiden Jrafen da jepaart sah, hörn Se, jepaart sah er se, richtich jepaart; aber alles hat sich doch nich beweisen lassen. Jette doch wenn man immer so könnte wie man wollte, sehn Se, wir müssen ooch Zimmer vermieten, da kann denn meine Frau viele Unsittlichkeiten beobachten, wie oft hab ich ihr nich schon jesagt, Juste, hab ich ihr jesagt, Juste sieh man nu un pass man auf, ob einer nich vaheiratet is, wo du dann sagen könntest, wenn a dir nich eenen blauen Lappen drufjibt, daß de sagen könntest, na von wejen öffentlichen Ärjernis verstehste — jlooben Se det Aas jeht Ihnen los? Nee, nich zu machen! Öffentliches Ärjernis in Hülle und Fülle, jreift hinein ins volle Menschenleben, aber was nützt das, wenn die Schose nicht zum klappen kommt! Bequemer kann mans jar nicht haben. Hoffmann hat erst unsittliche Jruppen stellen müssen — was bei uns alle Tag vorjeht, ist direktemang wie jeschaffen für de Pastoren und de Sittlichkeitsvereine — aber sprechen Se mit meiner Frau! Sie sei sturmfreie Vermieterin, sagt se, se wolle sich auf jerlei Weise ihr Brot verdienen und so Redensarten. Mich kann so was empören, sehn Se, ik kann bei so was jar nicht mehr mit, ik jehe am liebsten fort, wenn so Paare kommen, die wat unehelich sind und Unsittlichkeiten im Schilde führen meinem anständijen Haus, un det könnte Se mir jlooben, wenn dat nich bald uffhört, so bin ik imstand und jehe hin zur Sitte un mach de Anzeije wejen öffentliches Ärjernis!

* * *

Eine gute Akquisition

für die Neue Freie Presse ist der Stefan Großmann. Ursprünglich dem Anarchismus bestimmt, widmete er sich später der Sozialdemokratie. Theaterdirektor war er nur ganz kurze Zeit, Journalist immer. Das Glück, dem Hopf-Prozeß beiwohnen zu dürfen, führte ihn in die Arme der Neuen Freien Presse:

In den kleinen Schwurgerichtssaal zu Frankfurt am Main drängten sich Berliner und Wiener, französische und englische Journalisten, aber den preußischen Behörden gilt der Journalist als lästige Person, und so pflanzte sich vor dem Schwurgerichtssaal ein derber königlich preußischer Kommissär mit zwei handfesten Schutzleuten, die mit unbeirrbarer Festigkeit dreiviertel der Leute zurückstießen, die von weither gekommen waren, diesen aufregenden Prozeß mitzuerleben.

Es ist erfreulich, daß ein ehemaliger Anarchist der preußischen Polizei noch heute so gerecht wird. Herr Großmann war einer der wenigen Glücklichen, bei denen ein Auge des Gesetzes zugedrückt wurde. Dafür ließ der Vorsitzende dort, wo die Journalisten saßen, täglich die Fenster öffnen, worüber sich Herr Großmann wieder im ‚März' beklagt; denn er hat den aufregenden Prozeß für verschiedene Zeitungen miterlebt. Aber er findet ihn im Grunde gar nicht so aufregend. ~~Herr~~ Großmann spricht von den Cholerabazillen mit viel weniger Respekt als Karpath von einer quantité negligeable. Hopfs Rotzbazillen scheinen ihm schon gar nicht zu imponieren. Dagegen preist er die Frankfurter Geschwornen um ihrer Gewissenhaftigkeit willen, die alle Gecken der Verachtung der Schwurgerichte gefälligst studieren sollten. Ich studiere:

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Hopf auch Vater und Mutter mit Gift unter die Erde gebracht hat, vieles spricht dafür, daß er auch seine Kinder mit einigen Injektionen beseitigt hat. Wären die Geschwornen der Volksstimmung zugänglich gewesen oder hätten sie ihr Gewissen mit Deduktionen befriedigen wollen, so hätten sie Hopf auch in diesen Fällen schuldig gesprochen.

So aber blieben sie Logiker und sagten sich: Zwar ist in den Leichen der Eltern Arsen gefunden worden, aber schließlich starb der Vater mit siebzig, die Mutter mit achtundsiebzig Jahren. Da kann Altersschwäche als Todesgrund nicht ausgeschlossen werden . . . . Von den Kindern soll das eine auch an Lungenentzündung, das andere an einer Rachenentzündung gelitten haben. In ihren Leichen fand man zwar auch Arsen, Hopfs Lieblingsmittel. Aber die scharfsinnige Rechtfertigung, er habe die Kadaver damit vor Verwesung schützen wollen, war klug ersonnen, So nahmen die Geschwornen nur den Mordversuch an den eigenen Kindern an.

Und das Malheur, daß ein Unschuldiger zum Tod verurteilt wird, wäre geschehen. Aber wegen der vergifteten Gattin wurde Hopf zum Tode verurteilt. Wie das alles herauskam? Zum Glück

war Hopf ein schlamperter Mensch. Überhaupt wird er von Herrn Großmann aller Romantik entkleidet. Er war ein schäbiger Polizzenjäger. Blaubart wäre nie mit der Versicherungsgesellschaft Teutonia, in Verbindung getreten! Großmann, der im Versicherungswesen begonnen hat, ehe er der Gesellschaftsordnung Drachengift in die Milch der frommen Denkungsart ~~ei~~gab und Thalia mit Rotzbazillen nahetrat, entlarvt Hopf als einen kommunen Mörder und meint, ~~man~~ versichert uns, daß sein Motiv »Geld, Geld, Geld!« ~~wäre~~. Aber während Hopf wenigstens nie an Großmannssucht gelitten hat, weiß man, daß Großmann der Hopf ~~in~~ sein wollte und mit der Abfindungssumme, die er von der Freien Volksbühne bekommen hat, unzufrieden war. Umso undenkbarer ist es, einen Giftmörder Geldgier vorzuwerfen, der einem zum ersten Feuilletonhonorar bei der Neuen Freien Presse verh~~alf~~. »Nein, das bißchen neue Technik imponiert uns nicht!« ruft ~~Herr~~ Großmann, der so tut, als ob er ~~nicht wirklich~~ ein Anarchist der Tat gewesen wäre und nicht bloß einer der ~~Redaktion~~

Im Grunde ist's es kein wesentlicher Unterschied, ob ich einer ahnungslosen Frau die Hirnschale jählings einschlage oder ob ich ihr Cholerabazillen ins gehackte Fleisch tue. Auch Karl Hopfs Morde sind ganz gemein gewesen. Lassen wir uns durch die Bazillen nicht täuschen!

Wir lassen uns gewiß nicht durch die Bazillen täuschen, wir ~~wissen~~ Bazillen, die Hopf verabreichte, von Bomben, die Großmann nicht warf, ebenso ~~zu~~ unterscheiden, wie einen Stilisten von einem Reporter. Denn wenn ~~ich~~ einer ahnungslosen Frau, der ~~ich~~ eventuell die Hirnschale jählings einschlagen kann, Cholerabazillen ins gehackte Fleisch tut, so ist es eine überflüssige Grausamkeit. Wenn ihr Fleisch schon gehackt ist, können ihr die Cholerabazillen auch nicht mehr schaden. Dagegen würde Herr Großmann vollauf seinen mörderischen Zweck erreichen, wenn er sie ihr ins Hackfleisch tut und ~~ihr~~ kein Stilschnitzerl ~~vorsetzt~~

* * *

Was sich in Wien bei solchen Gelegenheiten tut.

Der Prinz von Wied kam zeitlich früh an und wieder erschwerten ~~Hid~~ Nebelschwaden zum Glück das Atmen. Plötzlich entwickelte sich Treiben.

Bald waren der Perron und die Wartezimmer mit Persönlichkeiten gefüllt, die mit dabei sein wollten oder mußten, wenn der Prinz Wilhelm zu Wied, der neue Herrscher von Albanien, der Begründer einer neuen Dynastie, in Wien ankommt.

Schon tauchen Zawadil und Spielvogel auf. Achtzehn albanesische Kinder erscheinen. Was haben sie hier zu tun? Sie repräsentieren den orientalischen Typus. Da stehen drei Knaben nebeneinander. Was tun sie? Sie vertreten die drei Hauptreligionen Albaniens. Einer wird interviewt.

Auf die Frage: »Was ist Ihr Vater?« werden die großen, dunklen Augen des jungen Menschen feucht. Es zuckt um seine Mundwinkel und er sagt hart und rauh: »Mein Vater lebt nicht mehr. Die Griechen haben ihn ermordet.«

Ein anderer,

ein Kerlchen von kaum zehn Jahren, meldet sich zum Worte und murmelt: »Auch mein Vater ist ermordet worden.« Die Hände des Kindes ballen sich zu Fäusten.

Der Zug hat natürlich zwanzig Minuten Verspätung. Dann dampft er in die Halle. Der Prinz zu Wied steigt aus, und Humor sowie frohe Lebensauffassung leuchten aus seinen Augen, die braun sind. Der Schnurrbart ist hiebei mit den Enden nach aufwärts gerichtet. Der Kragen ist ein Opossumkragen und der Hut ein Melonenhut. Trotz des hellen Lachens verrät er selbstredend verhaltene Kraft und Zähigkeit.

Also Eigenschaften, die dem Herrscher über Albanien sehr zustatten kommen werden.

Die Knaben rufen fortwährend aus voller Brust. Er kennt den Dr. Pelmeczi schon sehr gut.

Er nickt befriedigt.

Ein paar Tage noch und dieser schlanke, elegante Kavalier wird durch ein dunkles Tor einem bewegten und großen Schicksal entgegenschreiten.

Das wird ihm aber lieber sein als auf dem Perron des Westbahnhofs zu stehen.

* * *

27 FEBR

Adel und Ideale

Der Adel müßte, wenn noch Adel in ihm ist, von mir verleitet werden können, dem Bürgertum den Fuß auf den Nacken zu setzen, anstatt ihm die bürgerlichen Ideale voranzutragen. Solche Nachrichten sind nicht erwünscht:

Die Magnaten-Elsa

Graf Johann Zichy über die Leichenfeier

Budapest, 27. Jänner. (Privattelegramm.) Über den Fall der Magnaten-Elsa sprach Sonntag im Verein der katholischen Landesbeamtinnen der frühere Kultusminister Graf Johann Zichy, der Ehrenpräsident der Vereinigung, indem er sagte: In dieser perversen Welt, in welcher Tausende sich um eine Bahre scharen, um einen Typus auf dem letzten Wege zu geleiten, der die Schändung des Frauenideals verkörperte, ist die ehrsame anständige Arbeit der Frau doppelt hoch zu schätzen.

Von welchem Typus, zwischen Landesbeamtin und Geliebter, man bestreiten oder zugeben kann, daß er eine Schändung des Frauenideals verkörpere, ist Sache der Weltanschauung. Daß eine Schändung irgendwelchen Typus auf seinem letzten Wege unstatthaft ist, wird selbst in den Kreisen, die durch Politik an der Ausübung besserer Geschäfte verhindert sind, nicht geleugnet werden können, und es hätte den katholischen Landesbeamtinnen wohl angestanden, wenn sie sich so viel Katholizismus und so viel Weiblichkeit bewahrt gehabt hätten, um den Ehrenpräsidenten zu unterbrechen und sich zu verbitten, daß das Schicksal einer von der Habgier ermordeten Frau zu Komplimenten für jene benützt werde, die nicht immer ihre Anständigkeit als Ideal, aber oft ihre Unzulänglichkeit mit Anstand tragen. Und was soll man in dieser perversen Welt, in der ein Edelmann vor einer Bahre von der Schändung des Frauenideals spricht, vom Männerideal halten? Wenn ein ungarischer Graf nicht Bescheid weiß, so tut es ein österreichischer. Wenn der Graf Johann Zichy die Prostituierten verabscheut, so geht der Graf Hans Wilczek unter die Journalisten. Er gibt seine Erinnerungen an den Kronprinzen Rudolf her und zwar im Hause des ‚Neuen Wiener Journal'. Ich würde, wenn ich eine Versammlung von Aristokraten einberufen wollte — der Bequemlichkeit halber könnten die Herren ja meine Vorlesungen fleißiger besuchen und lernen, wie man sich gegen die bürgerliche Gesinnung und gegen die Gemeinheit des Lebens überhaupt abzusondern hat — ich würde oder werde also davon sprechen, daß in dieser perversen Welt, in der Tausende dem Typus nachstreben, der die Schändung des Männerideals bedeutet, die zurückhaltende, vornehme Arbeitslosigkeit des Aristokraten doppelt hoch zu schätzen wäre.

Adel und Ideale

Der Adel müßte, wenn noch Adel in ihm ist, von mir verleitet werden können, dem Bürgertum den Fuß auf den Nacken zu setzen, anstatt ihm die bürgerlichen Ideale voranzutragen. Solche Nachrichten sind nicht erwünscht:

Die Magnaten-Elsa

Graf Johann Zichy über die Leichenfeier

Budapest, 27. Jänner. (Privattelegramm.) Über den Fall der »Magnaten-Elsa« sprach Sonntag im Verein der katholischen Landesbeamtinnen der frühere Kultusminister Graf Johann Zichy, der Ehrenpräsident der Vereinigung, indem er sagte: »In dieser perversen Welt, in welcher Tausende sich um eine Bahre scharen, um einen Typus auf dem letzten Wege zu geleiten, der die Schändung des Frauenideals verkörperte, ist die ehrsame, anständige Arbeit der Frau doppelt hoch zu schätzen.«

Von welchem Typus, zwischen Landesbeamtin und Geliebter, man bestreiten oder zugeben kann, daß er eine Schändung des Frauenideals verkörpere, ist Sache der Weltanschauung. Daß eine Schändung irgendwelchen Typus auf seinem letzten Wege unstatthaft ist, wird selbst in den Kreisen, die durch Politik an der Ausübung besserer Gefühle verhindert sind, nicht geleugnet werden können. Und es hätte den katholischen Landesbeamtinnen wohl angestanden, wenn sie sich so viel Katholizismus und so viel Weiblichkeit bewahrt gehabt hätten, um den Ehrenpräsidenten zu unterbrechen und sich zu verbitten, daß das Schicksal einer von der Habgier ermordeten Frau zu Komplimenten für jene benützt werde, die nicht immer ihre Anständigkeit als Ideal, aber oft ihre Unzulänglichkeit mit Anstand tragen. Und was soll man in dieser perversen Welt, in der ein Edelmann vor einer Bahre von der Schändung des Frauenideals spricht, vom Männerideal halten? Wenn ein ungarischer Graf nicht Bescheid weiß, so tut es ein österreichischer. Wenn der Graf Johann Zichy die toten Prostituierten verabscheut, so geht der Graf Hans Wilczek unter die lebenden Journalisten. Er gibt nämlich seine Erinnerungen an den Kronprinzen Rudolf her und zwar im Hause des ‚Neuen Wiener Journals'. Ich würde, wenn ich eine Versammlung von Aristokraten einberufen wollte — der Bequemlichkeit halber könnten die Herren ja meine Vorlesungen fleißiger besuchen und lernen, wie man sich gegen die bürgerliche Gesinnung und gegen die Gemeinheit des Lebens überhaupt abzusondern hat —, ich würde oder werde also davon sprechen, daß in dieser perversen Welt, in der Tausende dem Typus nachstreben, der die Schändung des Männerideals bedeutet, die zurückhaltende, vornehme Arbeitslosigkeit des Aristokraten doppelt hoch zu schätzen wäre.

Der 29. Januar ~~1914~~

~~Schicksalstag für den Liberalismus~~ ist ein kulturhistorisches Datum für Österreich. Da ist es einem Schuhabsatzhändler gelungen, mir und der Fackel die Beachtung der Neuen Freien Presse, und zwar an der wichtigsten Stelle, direkt neben den Personalnachrichten, geradezu unter »Mitteilungen aus dem Publikum«, zu erringen. Wenn Goethe aufgestanden wäre und hätte für mich zeugen wollen, er hätte nur erreicht, daß am Sonntag ostentativ der Sohn von Salo Cohn als der bessere Frauenkenner dagestanden wäre und Goethe wäre zurückgesunken mit der Erfahrung: Man soll sich nichts anfangen. Wenn Galilei versichert hätte: Und er bewegt sich doch, die ‚Neue Freie Presse' hätte ihn als Ketzer ~~behandelt~~ und jeder hätte ~~seinen~~ Namen gefährdet, der den Versuch gewagt hätte, den zu nennen, der nicht genannt soll werden. Da geschah es, daß Beer & Sohn's Ansehen in der Fackel herabgesetzt wurde, indem sie Nietzsches Ansehen für wichtiger hielt als Beer & Sohn's, und am 29. Januar 1914 tanzte bereits ein Kikeriki-Jud, dessen in die Stirn fallende Haare als ein besonderes Merkmal meiner Individualität agnosziert wurden, das Januarheft der Fackel, natürlich eine »Doppelnummer«, in der Hand, auf einem Riesengummiabsatz herum, und darunter war zu lesen:

Vernimm die Mär, o Publikum:
Auf »Berson« tritt Karl Kraus herum!

Was lag näher als die Vermutung, daß eine Redaktionskonferenz beschlossen hätte, jetzt, da einmal ~~richtig~~ eine gediegene Sache durch einen tückischen Angriff bedroht war, dem fünfzehnjährigen Totschweigen ~~einmal~~ ein Ende zu machen? Diese Vermutung war irrig. Berson hat ~~bloß~~ die Vertrauensseligkeit der Neuen Freien Presse mißbraucht und ihr das Kuckucksei eines Klischees, dessen Text von der Administration nicht entziffert wurde, in die Maschine gelegt. Hätte Nietzsche auf ähnliche Art zu meinen Gunsten Stellung genommen, es hätte ihm geschadet. Bersons Ideen erleiden keinen Abbruch und das Erscheinen weiterer Annoncen beweist, daß der Herausgeber der Neuen Freien Presse sich damit begnügt hat, die schuldtragenden Administrationsbeamten zu opfern. Mit Recht. Wer seit fünfzehn Jahren sein Personal im redaktionellen wie im administrativen Teil dazu anhält, aufzupassen, daß ein einziger Name nicht durchrutsche, darf über solche Befleckung seines Lebenswerkes schon aufgeregt sein. Nicht zu reden von der Pein, tausend Anfragen aus dem Publikum preisgegeben zu sein, das dieses Annoncenbild nicht verstehen will, weil ihm zwar Berson, aber nicht Karl Kraus bekannt sei. Und ganz zu schweigen von der Angst, ob dem Betroffenen nicht juristische Schritte gegen die Verzerrung seiner Persönlichkeit zu merkantilen Zwecken möglich seien, die zu weiteren Erörterungen dessen führen könnten, was man nicht erörtern will. Und nicht zu reden, daß ganz zu schweigen Gold gewesen wäre gegen einen Zustand, der schließlich und endlich bloß Silber eingetragen hat.

* * *

Der 29. Januar

— es wird einem ganz schicksalsdramatisch zu mu'e — ist ein kulturhistorisches Datum für Österreich. Da ist es einem Schuhabsatzhändler gelungen, mir und der Fackel die Beachtung der Neuen Freien Presse, und zwar an der wichtigsten Stelle, direkt neben den Personalnachrichten, geradezu unter »Mitteilungen aus dem Publikum«, zu erringen. Wenn Goethe aufgestanden wäre und hätte für mich zeugen wollen, er hätte nur erreicht, daß am Sonntag ostentativ der Sohn von Salo Cohn als der bessere Frauenkenner dagestanden wäre, und Goethe wäre zurückgesunken mit der Erfahrung: Man soll sich nichts anfangen. Wenn Galilei versichert hätte: Und er bewegt sich doch, die Neue Freie Presse hätte ihn als Ketzer behandelt. Und jeder hätte den eigenen Namen gefährdet, der den Versuch gewagt hätte, den zu nennen, der nicht genannt soll werden. Da geschah es, daß Beer & Sohn's Ansehen in der Fackel herabgesetzt wurde, indem sie Nietzsches Ansehen für wichtiger hielt als Beer & Sohn's, und am 29. Januar 1914 tanzte bereits ein Kikeriki-Jud, dessen in die Stirn fallende Haare als ein besonderes Merkmal meiner Individualität agnosziert wurden, das Januarheft der Fackel, natürlich eine »Doppelnummer« in der Hand, auf einem Riesengummiabsatz herum, und darunter war zu lesen:

Vernimm die Mär, o Publikum:
Auf »Berson« tritt Karl Kraus herum!

Was lag näher als die Vermutung, daß eine Redaktionskonferenz beschlossen hätte, jetzt, da einmal wirklich eine ernste gediegene Sache durch einen tückischen Angriff bedroht war, dem fünfzehnjährigen Totschweigen ein Ende zu machen? Diese Vermutung war irrig. Die Neue Freie Presse gibt den leiblichen Bruder preis, wenn sie, um ihn zu helfen, mit mir ins Handgemenge käme. Es war kein Plan, es war eine Überraschung. Berson nahm sich, was ihm nicht gewährt wurde. Er hat die Freundschaft verraten, indem er sie anrief. Mit einem Wort, Berson hat die Vertrauensseligkeit der Neuen Freien Presse mißbraucht und ihr das Kuckucksei eines Klischees, dessen Text von der Administration nicht entziffert wurde, in die Maschine gelegt. Was nun? Jetzt, da die Welt weiß, wie ich heiße, wird doch Berson totgeschwiegen werden? Nicht doch. Hätte Nietzsche auf ähnliche Art zu meinen Gunsten Stellung genommen, es hätte ihm geschadet. Bersons Ideen erleiden keinen Abbruch und das Erscheinen weiterer Annoncen beweist, daß der Herausgeber der Neuen Freien Presse sich damit begnügt hat, die schuldtragenden Administrationsbeamten zu opfern. Mit Recht. Wer seit fünfzehn Jahren sein Personal im redaktionellen wie im administrativen Teil dazu anhält, aufzupassen, daß ein einziger Name nicht durchrutsche, darf über solche Befleckung seines Lebenswerkes schon aufgeregt sein. Nicht zu reden von der Pein, sich tausend Anfragen aus dem Publikum preisgegeben zu sehen, das dieses Annoncenbild partout nicht verstehen will, weil ihm zwar Berson, aber nicht Karl Kraus bekannt sei. Und ganz zu schweigen von der Angst, ob dem Betroffenen selbst in diesem verlorenen Staat, wo das Leben wehrlos ist vor dem Kommis, nicht juristische Schritte gegen die Verzerrung seiner Persönlichkeit zu Zwecken der Gewinnsucht möglich seien, die zu weiteren Erörterungen dessen führen könnten, was man nicht erörtern will. Und nicht zu reden, daß ganz zu schweigen Gold gewesen wäre gegen einen Zustand, der schließlich und endlich doch bloß Silber eingetragen hat.

* * *

Idyllen

Das Leben und Treiben, oder das Getriebe, oder der Ernst des Lebens, oder wie sie sonst sagen, hat das politische Bedürfnis oder die Nachdenklichkeit oder das Gemüt oder wie sie sonst sagen, noch nicht ganz verschlungen. Zuweilen blüht noch eine Primel oder eine Schwalbe hat sich nebbich auf ein Dach verirrt, und dann sagt man es ihr mitten hinein in das Gewoge und sie druckt es, klein, aber von Herzen:

[Winterblüten.] Ein alter Freund ~~dieses~~ Blattes schreibt uns: Ich empfehle Ihren Lesern, einen Spaziergang nach dem Arenbergpark (3. Bezirk) zu machen, woselbst zahlreiche im Freien wachsende Primeln zu sehen sind. Dr. Ph. K.

Gott war das ein Gerenn am Sonntag! Aufgewachsen bei Primeln oder wie sie sonst sagen, ~~meinte~~ ein Erhalter und Ernährer, und ging doch hin mit der ganzen Familie. Halb zog es ihn.

[Warmer November.] Aus ~~Lemberg~~ schreibt uns Herr David Jellinek, daß sich in seinem Hause jetzt eine Schwalbe eingenistet hat.

Gegenstand, oder wie sie sonst sagen. Und dennoch stehen solche Beobachter hoch über jenen, denen sie's zuflüstern. Sie sollten es bewahren. Es ist wahr, die Schmetterlinge sterben aus und die Börsengalopins vermehren sich. Hat es darum einen Sinn, einen Börsengalopin ~~durch die~~ Mitteilung aufzuhalten, daß man soeben den letzten Schmetterling gesehen habe? Er sagt: Was kaufach mir dafür und rennt weiter. Besser, man raunt dem letzten Schmetterling zu, daß man soeben, grad flog er um die Ecke, einen Börsengalopin gesehen habe. Man kann ihm das Sterben erleichtern.

* * *

Wie eine Fackel hat er hineingeleuchtet

Ein Wiener Strafrichter hat Samstag in der Begründung eines Urteils über christlichsoziale Umtriebe bei den Wahlen Worte gesprochen, die wie eine Fackel in die Kellerräume hineinleuchten —

Da die Neue Freie Presse jetzt unaufhörlich die Fackel zitiert und empfiehlt, so muß ausdrücklich gesagt werden, daß es sich hier um eine ganz andere Fackel handelt. Eine Verwechslung wäre schon deshalb peinlich, weil die Worte, mit denen der Strafrichter ~~sie~~ hineingeleuchtet hat, den Inhalt hatten, daß man »über derartige Vorgänge einfach sprachlos sei und sich an den Kopf greifen müsse«. Diese Pantomime, die der Leopoldstädter Strafrichter — Pick — im Milieu seines Bezirkes schon ~~so~~ oft gesehen haben mag oder die oft nur berufen und durch einen S-Laut markiert wird, entspricht nicht dem Geschmack der Fackel, ihrem Entsetzen über die Übel der Welt Ausdruck zu geben. Umsoweniger, als ~~sie~~ ohne Ansehen der Person und der politischen Richtung jede Wahl sops in der Idee ~~und~~ in der Ausführung für einen Schwindel hält und von einer Wahl zwischen den Parteien nie weiß, ob sie korrekt, wohl aber, daß sie schw~~erig~~ ist.

* * *

Wie eine Fackel hat er hineingeleuchtet

Ein Wiener Strafrichter hat Samstag in der Begründung eines Urteils über christlichsoziale Umtriebe bei den Wahlen Worte gesprochen, die wie eine Fackel in die Kellerräume hineinleuchten —

Da die Neue Freie Presse jetzt unaufhörlich die Fackel zitiert und empfiehlt, so muß ausdrücklich gesagt werden, daß es sich hier um eine ganz andere Fackel handelt. Eine Verwechslung wäre schon deshalb peinlich, weil die Worte, mit denen der Strafrichter hineingeleuchtet hat, den Inhalt hatten, daß man »über derartige Vorgänge einfach sprachlos sei und sich an den Kopf greifen müsse«. Diese Pantomime, die der Leopoldstädter Strafrichter — Pick — im Milieu seines Bezirkes schon oft gesehen haben mag oder die oft auch nur berufen und durch einen S-Laut markiert wird, entspricht nicht dem Geschmack der Fackel, ihrem Entsetzen über die Übel der Welt Ausdruck zu geben. Umsoweniger, als die Fackel unter Wahlschwindel auch eine korrekte Wahl versteht, ohne Ansehen der Person und der politischen Richtung jede Wahl sowohl in der Idee wie in der Ausführung für einen Schwindel hält und also von einer Wahl zwischen den Parteien nie weiß, ob sie korrekt, wohl aber, daß sie schwer ist.

* * *

Wer wird denen auch?

. . . . Von diesen Summen entfallen auf die österreichische Presse 176.000 Kronen. (Auf die ‚Zeit' selbstverständlich nichts. A. d. R.), auf —

Dies ist [redacted] selbstverständlich.

* * *

Das ist sehr pietätvoll von den Herren

Sektionschef Milosch v. Fesch, Vizepräsidenten des niederösterreichischen Landesschulrates Koß v. Sternegg und Statthalterei-Vizepräsidenten Dr. Ritter Wagner v. Kremsthal, daß sie sich zur Erinnerungsfeier an den 1100. Todestag Karls des Großen in der Peterskirche eingefunden haben. Auch daß der Gemeinderat Paulitschke und der Regierungsrat Adamek (und speziell der Direktor Schwarz von der Ersten österreichischen Sparkasse) da waren, ist sehr anständig. Unsere Zeit hat eben das für sich, daß sie sich an Karl den Großen noch erinnert. Der 1000. Todestag wurde gewiß nicht gefeiert. Der 1200. wird auch nicht mehr gefeiert werden. Wir haben's grad noch erwischt.

* * *

. . . . Wer Heine noch nicht liebt, könnte ihn aus diesem Buche lieben lernen.

Ich zum Beispiel liebe ihn noch nicht. Aber ich wüßte erst, daß ich recht hätte, wenn ich ihn aus einem Buch von Stilgebauer lieben lernen sollte.

* * *

Und was die Rejane anlangt, so hat diese Frau doch in der Erstarrung der Verzweiflung eine Noblesse des Pathos, eine Routine, die frei und improvisatorisch geworden ist durch die Delikatesse der Melancholie, während im Detail die blendende Fragilität der Rasse in einer höchsten Inkarnation aufklingt und wohlpassioniertes Feuer in schönfarbigem Glühen lodert, wobei uns vieles als Glätte, Berechnung und Kostüm gilt, was die Romanen zur Organik des Komödiantischen zählen.

* * *

Ich bin halt negativ

In der Vorrede zu einem »Kinobuch« wird die feierabendliche Mission des Kinos verherrlicht:

Die Bekämpfer des Kinos mögen dies bedenken: Ist es nicht etwas Großes, wenn kleine Kaufleute —

Nein.

* * *

Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden

Das ist praktisch. Mitglieder des Wiener Männergesangvereins trugen dabei einen Chor vor, das ist unpraktisch. An der Eröffnungsfahrt nahmen teil die Inspektoren Edelstein und Kronos, das ist interessant, wiewohl der letztere nicht identisch oder verschwägert ist. In Preßburg angelangt, bemerkte einer, daß dort 1277 Ladislaus IV. mit König Rudolf jenen Bündnisvertrag geschlossen habe, auf Grund dessen die Schlacht bei Dürnkrut gewonnen und daß dorthin nach Preßburg Ferdinand I. nach der Schlacht bei Mohács seine Residenz verlegte. Das ist lückenhaft, weil in Preßburg ~~Alles zum guten Ende gediehen ist mit Ausnahme der projektierten Aufführung des~~ Professor Bernhardi. Der österreichische Eisenbahnminister hielt drei Reden, eine bei der Abfahrt des Zuges, eine an der Grenze und eine beim Ziel. Das ist viel. »Man hat sich schließlich gesagt, es kann nicht Sache der Regierung sein den technischen Fortschritt aufzuhalten, und was das Interesse der Allgemeinheit ist, ist schließlich auch das Interesse des Staates.« ~~(Lebhafte Bravorufe.)~~ Das ist einsichtig. Ein anderer Redner sagte: »Österreich braucht Ungarn und Ungarn braucht Österreich, und daher wollen wir zusammen leben und miteinander kämpfen.« Das ist zweideutig.

Am nächsten Tag wurde gemeldet, daß soeben bei der Sophienbrücke der Starkstromleitungsdraht der elektrischen Bahn Wien-Preßburg gerissen sei. »Infolge dieses Zwischenfalles mußte der Verkehr auf der Strecke eingestellt werden.« Das ist bedauerlich.

* * *

Außi möcht' i oder: Auf zum Südpol!

Es gibt noch kein Klosettpapier auf den österreichischen Staatsbahnen, aber was uns dringend nottut, ist eine Südpolarexpedition. Ich bin kürzlich in einem ungeheizten Kupee bei —7 Grad nachts von Salzburg bis Bischofshofen gefahren, aber daß sich Österreich unter den den Pol erobernden Staaten einen ehrenvollen Platz sichern müsse, war mir klar. Ich las gerade etwas darüber. Österreich soll nicht mehr zurückstehen. Doktor Felix König, der das Vertrauen aller besitzt. Vierzig Jahre sind bekanntlich seit jenem Tage verflossen, da Julius v. Payer seine Reise »In Nacht und Eis« antrat. (Wenn ein Österreicher eine Reise in Nacht und Eis antritt, so heißt die Reise »In Nacht und Eis«.) Es ist zu hoffen, daß man bald so weit sein wird, daß die Öffentlichkeit der Unternehmung Doktor Königs das geziemende Interesse zuwendet. Es fehlt vordernand an Geld. Man muß deshalb auf den österreichischen Staatsbahnen noch immer das Papier verwenden, auf dem Aufrufe zur Unterstützung einer österreichischen Südpolarexpedition gedruckt sind.

* * *

Auf den ersten Blick als Held der Eisregion zu erkennen

Commander Edward Evans, der Gefährte des unglücklichen Kapitän Scott . . . . betritt sein Hotelzimmer. Er schüttelt sich, reibt sich die Hände aneinander und konstatiert in seinem klangvollen Englisch: »Donnerwetter, kalt ist es in eurem Wien!« Einiges Erstaunen. Kalt?. . . .

Der Reporter hatte also schon vor ihm das Zimmer bezogen und Evans durfte sich zuvor die Hände reiben, aber nicht waschen. Er mußte vielmehr erzählen, wie es war und was sie ausgestanden haben, er und Scott. Er mußte dumpf vor sich hinstarren und dann wieder lachen, so daß man ihm gar nicht ansehen würde, wenn man nicht eben den Blick hätte:

. . . . Evans lacht gern und aus vollem Herzen. Er zeigt dabei eine Reihe von schneeweißen Zähnen, die allein schon Kraft und Energie verraten. Und wenn man sich nun mit dem jungen Seeoffizier in ein Gespräch vertieft, so ahnt man plötzlich, welche Zähigkeit, welche ungebundene Kraft sich hinter diesem glattrasierten Gesicht, diesem gescheitelten Haar verbergen. Und wenn Evans in seiner Erzählung zu einer furchtbaren Erinnerung gelangt, wenn Düsteres in seinem Hirn aufsteigt, dann wird er ein ganz anderer. Kein Salonmensch ist er mehr, seine Brauen ziehen sich zusammen, der breite, prachtvoll geschwungene Mund wird zu zwei dünnen Strichen, die Augen brennen und er ballt die Hände, diese weißen, gepflegten und manikürten Hände zu Fäusten. Und nun kann man begreifen, daß dieser Mann sich durch ein dreijähriges Martyrium durchkämpfen, daß er sich gegen den weißen starren Tod dort unten wehren konnte, bis er Sieger blieb.

Aber der Kenner täuscht sich. Nicht jeder, der rabiat wird, wenn ein Reporter im Hotelzimmer auf ihn wartet, muß darum schon ein Held der Eisregion sein. Im Gegenteil kann man getrost annehmen, daß Evans angesichts des weißen starren Todes nie die Fäuste geballt hat, weil ihm das nichts genützt hätte, und daß er es nur vor den Bestien der Wiener Eisregion tat, wiewohl es ihm auch nichts nützte.

* * *

Eine Damenspende

Die Klänge eines feschen Wiener Walzers lockten bald zum Tanze, dem die anwesenden reizenden Damen und die tanzlustige Herrenwelt begeistert huldigte. Den Tänzerinnen wurde eine reizende Damenspende überreicht. Dieselbe stellt eine Schmuckkassette dar. Die Tanzordnung ist mit dem Bilde des Ehrenpräsidenten Herrn Ludwig Riedl geschmückt. Diese sinnige Spende erweckte allgemeine Überraschung.

* * *

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Jetzt ist die Zeit

wo die Kunst, die Industrie, die Literatur, die Wissenschaft, die Lebewelt, die Diplomatie, das höfische, das offizielle wie das vornehme bürgerliche Wien ihre Vertreter entsenden, wobei man sich vorstellen muß, wie heftige Debatten vorausgegangen sein müssen. So zum Beispiel ist die ganze Kunst versammelt und beschließt auf den Industriellenball Rauhinger zu entsenden und die Literatur, noch schwankend zwischen Glücksmann und Müller, entscheidet sich schließlich für diesen, während jener auf den Hausindustrieball geschickt wird. Unaufhörlich werden Vertreter entsendet. Am Abend erstrahl ein Meer von Licht, das betäubend und doch nicht grell, berauschend und dabei diskret von der hohen Decke niederflutet, und alles wirkt zusammen, um ein einzig schönes und vornehmes Bild zu schaffen. Alles flutet und wogt. Was tun aber die Vertreter der verschiedenen Berufe, wie stehen sie zu einander, wie vertreiben sie sich die Zeit, bis es der Jugend endlich in den Sinn kommt, sich das Tanzrecht zu erobern? Noch zögert diese und zieht es aus einem Grunde vor, sich mit den Vertretern zu unterhalten. Da spielen sich dann überraschende Dinge ab, Dinge, die man in diesem von der Parteien Zwist durchwogten Lande nicht für möglich gehalten hätte. Es sind nämlich plötzlich auch Pioniere eingedrungen und man sieht sie mit Magnaten sprechen. Bei näherem Hinsehen aber erkennt man, daß es die Pioniere unserer Industrie sind und die Bankmagnaten und diese sowie die Minister, die Lebewelt und die Jugend sieht man harmonisch und ungezwungen vereint durch den Saal schreiten. Keiner tut dem andern was, niemand sagt dem andern, daß er ihm den Buckel hinunterrutschen könne, weil einer dem andern es von selbst tut. Alle diese Bälle haben nur das gemeinsame, daß von jedem das gilt, was von keinem andern gilt, und daß man jeweils nichts von jener Balldekadenz fühlt, über die sonst geklagt wird. Überall ist die eigenartige Mischung interessanter Elemente das, was jedem den Vorzug vor dem andern gibt, und der glanzvolle Verlauf das, was ihn jedes Jahr von seinem eigenen Vorgänger unterscheidet, und pfui kaka der Ball, von dem nicht mit Recht gesagt werden kann, daß man auf keinem andern Ball so sehr das Empfinden der jauchzenden und brausenden Lebenslust hat und daß Animo und Laune noch intensiver zu sein schienen als je vorher. Der Industriellenball und der Concordiaball und alle anderen Bälle machen einander und sich selbst mit Erfolg den Vorrang streitig. Das zeigt sich schon im geringsten Detail. Jeder Ball ist guter Tradition gemäß der am zeitlichsten beginnende aller Bälle. Schon kurz nach 8 Uhr tauchen die ersten Gäste auf und bald beginnt ein intimes Promenieren, ein Begrüßen von Ecke zu Ecke (kolossal lauschig), von Loge zu Loge. Diese Intimität weicht aber bald, denn Schlag 9 Uhr füllt sich der Saal, die Luft wird besser und während sie draußen, durchflutet sie drinnen. Im Patronessenraum geht es bald zu wie bei einem Hoffest. Bei einem Hoffest geht es bald zu wie auf dem Concordiaball. Leuchtende Frauenschultern sind das geringste. Reiherfedern die aus Diamantagraffen herauswachsen — Wunder der Natur — werden bemerkt und zur allgemeinen Überraschung — fiel! — erscheinen weißbärtige Herren, deren Frack mit Ordensbändchen besät ist. Aus den Industriemagnaten sind plötzlich Industriefürsten geworden. Dazwischen mischen sich Gelehrte, unter denen aber Kant und Schopenhauer sich nicht befinden dürften. Aller Augen sind natürlich auf die Minister gerichtet. Und hie und da hört man — die Neugierde kommt auf ihre Kosten — zwischen gleichgiltigen Redensarten ernsthafte Worte laut werden, und während sich hier ein Minister über die Hand einer schönen Frau beugt, bespricht dort ein

anderer inmitten einer Gruppe von Herren die politische Lage, die Wirren im Innern und die Aussichten für die nächste Zukunft. Ich, der fürs Leben gern so etwas einmal hören möchte, würde sofort den Minister, der in der Gruppe steht, mir herausholen und nachhause schicken. Ich würde ihm raten, anstatt hier herumzustehen, lieber Abortherr in einem Berliner Lindencafè zu werden. Die Dame, über deren Hand er sich gebeugt hat, würde ich zwingen, eine politische Lage einzunehmen, und wenn ich ihr so die Wirren im Innern beruhigt hätte, würde ich die Aussichten für die nächste Zukunft mit ihr besprechen. Aber das sind Sonderbestrebungen und der einzelne vermag nichts gegen die Übermacht. Zum Schwarzsehen ist übrigens kein Zeit Während die Minister und die Industriekönige beisammenstehen, dringt immer wieder ein Ton von Lebenshoffnung und Zukunftsvertrauen siegreich aus allen Gesprächen hervor. Bald darauf erscheinen die, die sich begeben. Kaum ist aber der offizielle Teil vorüber, jauchzt ein Walzer auf und schon. Die ersten Paare drehen sich im Dreivierteltakt. Nun hat die Jugend erreicht, was zu erreichen war, man soll es ihr gönnen. Nun folgen achtzigtausend Namen. Alle heißen entweder Klobasser oder Herzfelder. Es folgen die Toiletten und es wird erwidert, daß die Putzi Saxl eine gobelinblaue Satin Houple Robe mit einem Überkleid aus silbergrauem Musselin mit kurzen geschlitzten Ärmeln getragen hat, während die Rixi Bunzl zersprungen ist.

Es kommen die kaiserlichen Räte Ruhanek, Neurath und Dukes. Es ragen hervor die Kommerzialräte Gog & Magog. Das Tier mit den drei Häuptern erscheint: Bonifs, Kubits und Welles. Schreckliches wird geschehen. Man bemerkt Lemberger. Von allen Seiten strömen Konsuln herbei, umsichtige Vertreter von Champagnerfirmen, die Inspektoren Sprinzl, Vinzl und Schwanzl Travniczek, Heiduschek und Bartunek sind auch schon zur Stelle. Die Namen Rappaport, Perlis und Pospichal entziehen sich übermutig der Norm. Einer ist tollkühn und heißt Polacco.

. . .

10

Jetzt ist die Zeit

wo die Kunst, die Industrie, die Literatur, die Wissenschaft, die Lebewelt, die Diplomatie, das höfische, das offizielle wie das vornehm-bürgerliche Wien ihre Vertreter entsenden, wobei man sich vorstellen muß, wie heftige Debatten vorausgegangen sein mögen. So zum Beispiel ist die ganze Kunst versammelt und beschließt irgendwo auf den Industriellenball Rauchinger zu entsenden, und die Literatur, noch schwankend zwischen Glücksmann und Müller, entscheidet sich schließlich für diesen, während jener auf den Hausindustrieball geschickt wird. Unaufhörlich werden Vertreter entsendet. Am Abend erstrahl ein Meer von Licht, das betäubend und doch nicht grell, berauschend und dabei diskret von der hohen Decke niederflutet, und alles wirkt zusammen, um ein einzig schönes und vornehmes Bild zu schaffen. Alles flutet und wogt. Was tun aber die Vertreter der verschiedenen Berufe, wie stehen sie zu einander, wie vertreiben sie sich die Zeit, bis es der Jugend endlich in den Sinn kommt, sich das Tanzrecht zu erobern? Noch zögert diese und zieht es aus irgend einem Grunde vor, sich mit den Vertretern zu unterhalten. Da spielen sich denn überraschende Dinge ab, Dinge, die man in diesem von der Parteien Zwist durchwogten Lande einfach nicht für möglich gehalten hätte. Es sind nämlich plötzlich auch Pioniere eingedrungen und man sieht sie mit Magnaten sprechen. Bei näherem Hinsehen aber erkennt man, daß es die Pioniere unserer Industrie sind und die Bankmagnaten und diese beiden sowie die Minister, die Lebewelt und die Jugend sieht man nun harmonisch und ungezwungen vereint durch den Saal schreiten. Keiner tut dem andern was, keiner sagt dem andern, daß er ihm den Buckel herunterrutschen könne, weil einer dem andern es von selbst tut. Alle diese Bälle haben nun das Gemeinsame, daß von jedem das gilt, was von keinem andern gilt, und daß man jeweils nichts von jener Balldekadenz fühlt, über die sonst geklagt wird. Überall ist die eigenartige Mischung interessanter Elemente das, was jedem den Vorzug vor den andern gibt, und der glanzvolle Verlauf das, was ihn jedes Jahr von seinen eigenen Vorgängern unterscheidet, und pfui kaka der Ball, von dem nicht mit Recht gesagt werden kann, daß man auf keinem andern Ball so sehr das Empfinden der jauchzenden und brausenden Lebenslust hat und daß Animo und Laune noch intensiver zu sein schienen als je vorher. Der Industriellenball und der Concordiaball und alle andern Bälle machen einander und sich selbst mit Erfolg den Vorrang streitig. Das zeigt sich schon im geringsten Detail. Jeder Ball ist guter Tradition gemäß der am zeitlichsten beginnende aller Bälle. Schon kurz nach 8 Uhr tauchen die ersten Gäste auf und bald beginnt ein intimes Promenieren, ein Begrüßen von Ecke zu Ecke (kolossol lauschig), von Loge zu Loge. Diese Intimität weicht aber bald, denn Schlag 9 Uhr füllt sich der Saal, die Luft wird besser und während sich draußen, durchflutet drinnen. Im Patronessenraum geht es bald zu wie bei einem Hoffest. Bei einem Hoffest geht es bald zu wie auf dem Concordiaball. Leuchtende Frauenschultern

WIENER STADTBIBLIOTHEK

sind das geringste. Reiherfedern, die aus Diamantenagraffen herauswachsen — Wunder der Natur — werden bemerkt und zur allgemeinen Überraschung — aah! — erscheinen weißbärtige Herren, deren Frack mit Ordensbändchen besät ist. Aus den schlichten Industriepionieren sind plötzlich Industriefürsten geworden. Dazwischen mischen sich Gelehrte, unter denen aber Kant und Schopenhauer sich nicht befinden dürften. Aller Augen sind natürlich auf die Minister gerichtet. Und hie und da hört man — die Neugierde kommt auf ihre Kosten — zwischen gleichgiltigen Redensarten ernsthafte Worte laut werden, und während sich hier ein Minister über die Hand einer schönen Frau beugt, bespricht dort ein anderer inmitten einer Gruppe von Herren die politische Lage, die Wirren im Innern und die Aussichten für die nächste Zukunft. Ich, ein Outsider, der fürs Leben gern so etwas einmal hören möchte, würde sofort den Minister, der in der Gruppe steht, mir herausholen und nachhause schicken. Ich würde ihm raten, anstatt hier herumzustehen, lieber Abortherr in einem Berliner Lindencafè zu werden. Die Dame, über deren Hand er sich gebeugt hat, würde ich zwingen, eine politische Lage einzunehmen, und wenn ich ihr so die Wirren im Innern beruhigt hätte, würde ich die Aussichten für die nächste Zukunft mit ihr besprechen. Aber das sind Sonderbestrebungen und der einzelne vermag nichts gegen die Übermacht. Zum Schwarzsehen ist übrigens kein Grund. Während die Minister und die Industriekönige beisammenstehen, dringt immer wieder ein Ton von Lebenshoffnung und Zukunftsvertrauen siegreich aus allen Gesprächen hervor. Bald darauf erscheinen die, die sich begeben. Kaum ist aber der offizielle Teil vorüber, jauchzt ein Walzer auf, und schon D'e ersten Paare drehen sich im Dreivierteltakt. Nun hat die Jugend erreicht, was zu erreichen war, man soll es ihr gönnen. Nun folgen achtzigtausend Namen. Die meisten heißen entweder Klobasser oder Herzfelder. Es kommen die kaiserlichen Räte Anhauch, Neurath und Bachstetz. Es ragen hervor die Kommerzialräte Gog & Magog. Das Tier mit den drei Häuptern erscheint: Benies, Kubies und Welles. Schreckliches wird geschehen. Man bemerkt Stiaßny. Von allen Seiten strömen Konsuln herbei, umsichtige Vertreter von Champagnerfirmen, gegen die Napoleon ein Waisenknabe ist. Sie heißen Schnabel. Die Inspektoren Sprinzl, Vinzl und Schwanzl springen herein. Sie gewinnen die Estrade. Travniczek, Geiduschek und Bartunek sind auch schon zur Stelle. Die Namen Rappeport, Perelis und Pospichal entziehen sich übermutig der Norm. Einer ist tollkühn und heißt Polacco. Die Causalität hört auf. Die himmlischen Herrschaaren rauschen durch den Saal und ihren Zug beschließt ein Angelo namens Eisner. Es folgen die Toiletten, die dahinschweben und Damen tragen. Es geschieht, daß die Putzi Saxl eine gobelinblaue Satin Couple-Robe mit einem Überkleid aus silbergrauem Musselin mit kurzen geschlitzten Ärmeln hat, während die Xixi Bunzl zersprungen ist.

47

DIE FACKEL

Nr. 393 7. MÄRZ 1914 XV. JAHR

Glossen

Zur Pforte hinaus

Wegen des vielleicht mit Recht zur Pforte hinausgeworfenen und sicher mit Unrecht wieder hineingelassenen Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse wird also kein Krieg entstehen. Der österreichische Botschafter, Herr Markgraf Pallavicini, hat sich sofort als Vertreter der siebenten Großmacht bewährt, alles ist wieder in Ordnung und einer, der sich das Privileg, seine Redakteure selber hinauszuwerfen, nicht schmälern läßt, ist großmütig und läßt es bei der Warnung an die Türkei bewenden:

> Kann es ein Vorteil für die Pforte sein, wenn unvernünftige und grausame Handlungen gegen einen Korrespondenten zur Frage drängen, ob nicht die allgemeine Politik unter ähnlichen Gebrechen leide und ob nicht diese dumpfen Ausbrüche auch die Erhaltung des Friedens bedrohen? Wir können nur sagen, daß selbst das unserem Blatte zugefügte Unrecht die Gesinnung nicht umstoßen wird, die, aus den Bedürfnissen der österreichischen Politik entspringend, zur Mitarbeit an einem Verhältnisse des Wohlwollens zwischen der Monarchie und der Türkei veranlaßt .... Die türkischen Minister dürften schon jetzt bedauern, was sie unserem Korrespondenten zugefügt haben. Der Schaden, der ohne das großzügige Einschreiten des Markgrafen Pallavicini daraus hätte entstehen können, würde für die Pforte noch empfindlicher geworden sein als für uns.

Angesichts solcher Frechheit, die den Weltfrieden von der Duldung eines Wiener Stimmungsschmocks abhängig macht, ist es klar, welche Mißgriffe die fremden Regierungen unaufhörlich begehen, wenn sie die Korrespondenten der Neuen Freien Presse nicht hinauswerfen. Aber sie sind dazu gezwungen, weil die Abschiebung der lästigsten Ausländer den Größenwahn der Gilde, der sie angehören, nur aufpulvert. Die vom Standpunkt der Kultur ziemlich belanglose ›Rechtsfrage‹ — es könnte schließlich auch einem Journalisten ein Unrecht widerfahren — tritt sofort in den Hintergrund, und der Vorfall, der in regellosen Zeiten und Ländern, vor Menschenopfern unerhört, nicht annähernd so mitleidiger Betrachtung wert ist wie ein Wimmerl an einem Pestkranken, wird

von der Standes-Chuzpe zur Menschheitsfrage hinaufgeschwindelt. Denn es versteht sich von selbst, daß die ›journalistischen Vertreter im Auslande einen besonderen Schutz genießen‹. Im Inlande wird ihnen nachgerühmt, daß sie 176.000 Kronen von der Margareteninsel-Spielbank erhalten haben. Im Inland verklagen sie den Grafen Tisza nicht, der es von der ›österreichischen Presse‹ in Bausch und Bogen behauptet hat. Aber ihr Schutz im Ausland ist ›eine Art diplomatischer Usance, die sich ganz von selbst ergibt, sofern man das oberste Gesetz der Freiheit, die Freiheit der Presse achtet‹. Nun würde wohl eine Menschheit, freiwillig für das oberste Gesetz ihrer Freiheit die Freiheit der Presse erklärt, ihre Dezimierung durch einen Weltkrieg endlich verdienen. Aber es bliebe noch immer die Frage, ob die Türkei außer der Verpflichtung, sich an den Vertrag über die Behandlung von Ausländern zu halten, den Ansprüchen der österreichischen Preßfreiheit gerecht werden muß. Daß die Freiheit der Presse das ›köstlichste Gut‹ sei, diesen Grundsatz mögen zwar Leute, die noch den Koran halten, vom Hörensagen kennen, aber er muß ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen sein. Es mag ihnen zur Not einleuchten, daß sie einen Ausländerrechtswidrig behandelt haben, aber die Empörung, welche ›Genugtuung für einen Gewaltstreich verlangt, dem ein Angehöriger unseres Staates und ein Journalist zum Opfer fiel‹, bringt kein gesteigertes Mitgefühl in ihnen zum schwingen. Vielleicht empfinden sie den journalistischen Beruf des mißhandelten Ausländers eher als Milderungsgrund ihrer Schuld. Wir werden ja leider nicht erfahren, wie sie über diesen Punkt denken und was sie zu ihrer Entlastung vorzubringen haben. Der Korrespondent soll die Grenzen der Preßfreiheit ›nie überschritten‹ haben, und seine Zeitung hat sich zum Beweise dessen selbst nachgeschlagen und nichts, was ihr ›anstößig‹ scheint, gefunden. Aber abgesehen davon, daß zur Beurteilung solcher Anstößigkeit auch jene Partei berufen ist, die den Anstoß empfunden hat, und daß die Anerkennung, der Korrespondent habe stets nur ›in Ausübung seiner Pflicht‹ gehandelt, in den Augen der Türkei den schwersten Vorwurf bedeuten kann, stellt es sich heraus, daß man überhaupt keinen Sinn für die Verschiedenheit der Maßstäbe hat. Denn um die Türkei zu belasten, wird nicht nur vorgebracht, der Korrespondent habe nichts Anstößiges gemeldet, sondern auch: daß ›seine meisten Depeschen auf höheren Befehl nicht abgeschickt worden sind‹. Selbst die Türkei

WIENER STADTBIBLIOTHEK

müßte also zugeben, daß er nichts Anstößiges gemeldet hat, sie hat ihn aber auch vor jedem weiteren Versuche, Anstößiges zu melden, bewahren wollen. Er hatte speziell in Ausübung seiner Pflicht, die die Türkei wohl für eine Verletzung ihrer Rechte hielt, ›zu erforschen getrachtet, was an den Gerüchten über angebliche Verschwörungen gegen Enver Pascha Wahres sei‹. Von dem Ergebnis seiner Nachforschungen ist ›nichts in das Ausland gedrungen‹, weil die Türkei eben gar keinen Sinn für die Bedürfnisse der Redaktion hat. Es wird aber auch nichts von dem Ergebnis der Nachforschungen in das Ausland dringen, die über die Gründe des Hinauswurfs an Ort und Stelle angestellt werden könnten, und auf noch höheren, auf allerhöchsten Befehl würden die Depeschen unterdrückt werden, deren Absendung die Türkei eben noch zuließe. Aber sie wird sichs künftig überlegen und die Regierungen haben insgesamt einen Denkzettel bekommen. Sie werden sich hüten, den Gang der Information, der nun einmal der Lauf der Welt ist, aufzuhalten. Das sogenannte ›Blattgefühl‹ — die lausigste Eigenschaft, die sich je mit Stolz zu sich selbst bekannt hat — feiert dann durch Wochen ihre Orgien, die ›Preßfreiheit‹ — die [illegible] Errungenschaft, die sich je ihres Daseins gefreut hat — sammelt unaufhörlich Trost für ihre Wunden, alle Aufschriften verstummen vor der gellenden ›Verhaftung und Verschickung des Konstantinopeler Korrespondenten der ‚Neuen Freien Presse'‹ und die Weltereignisse verschwinden vor der Tatsache, daß unserem Korrespondenten ›nicht einmal die Möglichkeit geboten wurde, sich von seinen Angehörigen zu verabschieden oder sein Blatt von dem zu verständigen, was ihm geschehen ist‹; daß es ihm ›nicht gestattet wurde, für den nötigen Ersatz im Dienste des Blattes zu sorgen‹! Dieses endlose ›Was sagt man!‹ — die türkische Regierung muß rein jedes Familien- und Blattgefühl verloren haben —, verknüpft mit der brechreizenden Beteuerung, daß der Korrespondent trotz alledem ›bemüht sein wird, zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei ein Verhältnis des Wohlwollens als notwendig zu empfehlen‹ — diese Begleiterscheinungen eines einfachen Hinauswurfes müssen künftig einsichtige Regierungen davon abhalten, sich der zugereisten Aushorcher zu erwehren. Wenn sie aber die ›Preßstimmen‹ — diesen entsetzlichen Chor, der dem guten Gewissen annähernd das ersetzt, was dem bösen einst die Erinnyen zu sagen hatten — nur halb so gut zu hören verständen wie ich, so würden

sie bald heraushaben, was bei der »Verhaftung und Verschickung« eines Korrespondenten als das ärgste Unrecht empfunden wird. Der eigentliche Aufschrei, der mit gesperrten Lettern arbeitet, rührt von der fort und fort wiederholten Tatsache her, daß die türkische Regierung den Vertreter der Neuen Freien Presse »auf das erstbeste Schiff bringen ließ, wo er als Passagier dritter Klasse unter dem Namen Achmed Aga eingeschifft wurde«. Achmed Aga wäre ja, bei Mohammed, nicht das schlechteste Pseudonym, unter dem je ein Kriegparasit Wiener Blätter bedient und über den herein- und herauskommenden Halbmond geplaudert hat. Aber wenn man schon gratis befördert wird, so geschieht es — man ist sprachlos und greift sich an den Kopf — dritter Klasse? Das ist einem österreichischen Journalisten, der auf sämtlichen vaterländischen Bahnen nicht nur ein freies Leben, sondern auch ein Leben voller Wonne führt, noch nicht passiert! Die fremden Regierungen werden lernen, die berechtigten Empfindlichkeiten zu schonen und bei den Hinauswürfen, falls diese etwa doch unvermeidlich sein sollten, Separatcoupés erster Klasse zu reservieren.

* * *

Selbstverständlich

In die zweite Gruppe fallen Ausgaben für die Presse. Unter diesem Titel wurden insgesamt 505.000 K ausgegeben, und zwar für Abonnements 2000 K., für Inserate 7000 K und für Pauschalien 456.000 K. In dieser Summe figuriert die österreichische und ausländische Presse mit 176.000 K. (Es ist selbstverständlich, daß die »Neue Freie Presse« in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesem Unternehmen gestanden ist. (Anm. d. Red.) und —

Warum ist das selbstverständlich? Das ist gar nicht selbstverständlich. Es ist möglich — möglich ist alles —, es ist vielleicht wahr, aber selbstverständlich ist gar nichts. Wenn es selbstverständlich wäre, dann wäre es eben selbstverständlich und müßte nicht gesagt werden. Daß es gesagt wird, beweist, daß es nicht selbstverständlich ist, und logischer Weise müßte die Verwahrung lauten: »Es ist auffallend, aber es läßt sich leider nicht leugnen, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesen Unternehmen gestanden ist. Anm. d. Red.« Das wäre ehrlich, während die Selbstverständlichkeit der Ausnahme bloß die Selbstverständlichkeit der Regel bestätigt und

den allgemeinen Verdacht anerkennt, von dem man nur in dem gegebenen Fall abzusehen bittet. Selbstverständlich wäre nur eines. Daß man sich entschließt, an die Spitze des Blattes und ohne erst jeden Einzelfall abzuwarten, die Erklärung zu setzen: »Es ist selbstverständlich, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu irgendeinem Unternehmen steht.« Aber das wäre wieder nur selbstverständlich und absolut nicht möglich.

* * *

Wer wird denen auch?

. . . . Von dieser Summe entfallen auf die österreichische Presse 176,000 Kronen. (Auf die ‚Zeit' selbstverständlich nichts. A. d. R.), auf —

Dies ist selbstverständlich!

* * *

Albanische Präludien

Die Geschicke Albaniens scheinen ein Buch mit sieben Siegeln mit Musik von Eysler zu sein. Irgendwie scheinen sie den Besuch des Bürgertheaters zu verlangen. Zuerst wurde der Prinz von Wied dahingeschleppt, ehe er den eigentlichen schweren Weg antrat, zur Stärkung gleichsam, und jetzt hat Essad Pascha mit seinem ganzen Gefolge — darunter freilich ein gewisser Sami Bey Vrioni — in sechs Logen einer Vorstellung von »Ein Tag im Paradies« beiwohnen müssen. »Essad Pascha nahm mit den Herren seiner Begleitung in der Direktionsloge Platz, während die übrigen Mitglieder der Deputation so verteilt wurden, daß in jeder Loge ein der deutschen Sprache kundiger Herr saß, der seinen Landsleuten die Vorgänge auf der Bühne erläuterte.« Der Text ist nämlich von Leo Stein. »Die leichte, ins Ohr gehende Musik Eyslers gefiel ihnen ausnehmend, und nach jeder Nummer klatschten sie eifrig Beifall«. Österreich hat für Albanien so viel getan, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig blieb, als Albanien in eine Operette von Stein und Eysler zu führen und sich ihm so von seiner allerbesten Seite zu zeigen. Von Essad Pascha wußte man lange nicht, wo er hinauswollte. Seine Pläne waren bekanntlich dunkel. Jetzt weiß man alles. »Nachher ließ Essad Pascha, dem Vizekonsul Buchberger den Inhalt des Stückes in türkischer Sprache erklärte, den Komponisten in seine Loge bitten und sprach ihm seinen Dank für den gehabten

Genuß aus.« Aber aufs Gehabte gibt der Komponist nichts, und der Dichter hat nicht einmal erfahren, ob Essad Pascha seinen Gedankengängen folgen konnte. Als die Albaner das Theater verließen, mischten sich in die üblichen Rufe: »Aus iiis!« »Zwahundertochtafuchzigaaa!« und »Hoch Werner!« auch schallende Rufe: »Hoch Albanien!« Es war die höchste Hetz, und wenn es so weiter geht, dürfte sich die Hoffnung, daß der Albaner nicht untergeht, erfüllen. Nur wenn die Sache doch eine ernste Wendung nehmen sollte, wird die Partitur von Lehar sein müssen.

* * *

In hoc signo vinces

Bevor Essad Pascha in den Zug stieg, hielt Chefredakteur Freundlich an ihn eine Ansprache, in der er ihm im Auftrage der Berichterstatter der Wiener Blätter deren Dank für die Liebenswürdigkeit übermittelte, mit der sowohl Essad Pascha als auch die übrigen Mitglieder der Deputation sich der Presse zur Verfügung gestellt haben. Möge der neue albanische Staat, schloß der Redner, für dessen Unabhängigkeit das tapfere albanesische Volk ein halbes Jahrtausend lang gekämpft hat, groß und mächtig werden! Es lebe das freie Albanien!

Essad Pascha erwiderte in albanesischer Sprache: »Ich bitte Sie, der Wiener Presse im Namen der Deputation und in meinem Namen den Dank für das Wohlwollen auszusprechen, das sie uns erwiesen, sowie für die Wärme, die sie seit jeher bei der Behandlung unserer Nation an den Tag gelegt hat. . . .«

Ein halbes Jahrtausend wurde gekämpft — das ist schon etwas. Drei Tage lang wurde informiert — nun kann's nicht mehr mißglücken. Es lebe das neue freie Albanien!

* * *

Schön muß es am Semmering gewesen sein in den Feiertägen

Eine Fahrt auf den Semmering ist in diesen Tagen nicht eine Spritztour in die benachbarte Gegend, sondern eine Fahrt ins Gegensätzliche —

Wie heißt?

Man verläßt Wien zeitig am Morgen frierend und mißmutig über diese eisigen, rußgeschwängerten Nebelschwaden, die das Atmen erschweren und den Rachen zur Kohlengrube machen, und verläßt nach zwei Stunden den Zug unter einem dunkelblauen Himmel, aus dem warme Sonnenstrahlen leuchten und den Schnee zum Glitzern und Brennen bringen.

12

Eine Gewure, was die Sonne hat! Aber wenn das Atmen direkt erschwert wird, was soll ich Ihnen sagen, so ist es gut für den Nachbarn, und wenn der Rachen zur Kohlengrube wird, so kann ich nur sagen: jedes Wort ein Grubenhund!

Unter solchen Umständen war es begreiflich, wenn diesmal noch mehr Menschen die Gelegenheit der Doppelfeiertage benützten, um dieses ewige Refugium des Wieners zu besuchen.

Aber wenn sie alle auf einmal oben sind, so ist er doch kein Refugium mehr, sondern wird wieder das was er war, in den Zeiten, als noch Dangl gegen das Tuberkulösenheim kämpfte, ein Luftreservoir, und auch dieses nicht mehr.

Die Hotels und die Pensionen waren ausverkauft wie kaum zu Weihnachten, und eine Promenade auf der Höhenstraße vom Panhans zum Südbahnhotel hatte viel Ähnlichkeit mit einem Spaziergang um 1 Uhr mittags über den Graben.

Das muß also schon sehr schön gewesen sein. Wie sie sich grüßen in Gottes freier Natur, das ist es, was sie nicht haben können am Graben, und was sie darum haben müssen am Semmering.

»Jeder« war da, der Semmering war der Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft.

Dieser Jedermann ist kein katholisches Mysterium, aber doch irgendwie von Hofmannsthal. Ein Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft: das klingt wie ein anderer Ort, der, ohne besonderen Anstand zu erfordern, unter großem Andrang zu leiden hat.

An beiden Tagen kamen die Ausflügler auf ihre Rechnung.

Das ist ein guter Ausdruck, der die Beziehung des Ausflüglers zur Natur herstellt. Es kann aber auch die Rechnung gemeint sein, die in Wiener Kreisen häufig ohne den Wirt gemacht wird, der zuerst das Grüßen und dann das Nachsehen hat.

Nach wenigen Stunden waren alle Katarrhe und Schnupfen vergessen und sogar die Erinnerung an das grauenhafte Wiener Wetter verschwand in weite Ferne.

Vermutlich bis nach Abbazia, wobei es aber gar nicht schön ist, daß zur Hebung des Fremdenverkehres Wien herabgesetzt wird, wiewohl es bei Katarrhen und Schnupfen nicht einmal so sehr auf das Vergessen als auf das Verlieren ankommen dürfte.

Sonntag leuchtete die Sonne mit solchem Temperament

daß sie imstande gewesen wäre, an Stelle des gleichfalls auf dem Semmering anwesenden Herausgebers den Leitartikel zu tele-

13

phonieren und einen Administrationsbeamten hinauszuwerfen, der es nicht verhindert hat, daß unter dem Vorwand, Gummiabsätze zu empfehlen, etwas genannt wird, was nicht genannt soll werden. Aber nein, das war nicht die Folge, sondern

daß die Spaziergänger, die in dichten Scharen den Sonnwendstein hinaufpilgerten, oben vor dem Schüler-Alpenhaus getrost im Freien speisen konnten, vorausgesetzt, daß sie noch Platz fanden.

Man soll es diesen Pilgern gönnen, seit den Tagen der Kreuzzüge hat es keine geben, die es sich mehr verdient haben, und wenn die Staatsanwälte sie schon im Freien speisen lassen, so tut die Sonne ein Übriges und läßt die Butter zergehen, die sie auf dem Kopfe haben.

Und um 1 Uhr mittags wies dort das Thermometer sage und schreibe 29 Grad Celsius in der Sonne auf

was sagt man, was schreibt man! Mir scheint stark, die Sonne scheint stark. Unter solchen Umständen begab sich Ungeheuerliches:

Sonntag nachmittag entstand auf dem Semmering unter vielen Ausflüglern ein lebhaftes Dilemma.

Was entstand unter ihnen? Aha, ob man geben oder nehmen soll? Nein wer wird denn immer an das denken, woran man immer denken muß! Im Gegenteil, wir sind doch in Gottes freier Natur, lassen wir Gott seine Freud, selten hat er das Glück, daß er sie alle beisammen sieht. Es war ein anderes Dilemma:

Unten in Wien der Industriellenball, oben die herrliche Natur.

Ojwe ein tragischer Konflikt. Wie kommt man heraus aus der Klamm?

Die Frage: »Sollen wir zurückfahren?« führte zu bewegten Diskussionen und wurde vielfach durch ein Abzählen der Knöpfe erledigt.

»Wo is Isolde?« »Was schreist du so?« »Mir scheint stark, du vergißt ganz am Industriellenball! Isolde!! Wo is sie?« »Wo wird sie sein? Bob is sie fahren gegangen!« »Jetzt muß sie Bob fahren gehn, wo wir herein müssen in der Stadt?« »Schrei nicht, Stiaßny dreht sich schon um.« »Er fahrt doch auch herein?« »Wenn er auch hereinfahrt, fahren wir auch herein!« »Was hat zu geschehn?« »Was zu geschehn hat? Auf Isolde soll ich sagen. Wenn sie am Bob is, vergißt sie am Tanzen.« »Ich schick zu ihr, oder weißt du was, soll man bleiben, die Sonne

is direkt lohnend, wenn man schon die Zimmer mit Müh und Not bekommen hat, wo alles ausverkauft is, nur durch meine Protektion, weil ich intim bin —‹ ›Weißt du was, ich weiß nicht, zähl ab die Knöpf!‹ (Kämpft mit sich, zählt und bleibt. Im Hintergrund lacht die Sonne.)

Manche sind trotzdem nach innerem Kampf oder weil ein Knopf gefehlt hat nach Wien zurückgefahren.

Aber die Tatsache, daß sehr viele Besucher des gestrigen Industriellenballes sich heute morgen wieder auf dem Südbahnhof trafen, ist charakteristisch —

Wofür?

Für den Magnetismus, den der Semmering ausübt.

Seltene Naturkräfte scheinen sich dort, merkt's ihr Fremden, Rendezvous gegeben zu haben, zumal, wenn man auch an die Elektrizität denkt, die der Semmering ausübt. Sicher aber hat das Wetter, das nicht nur einen Semmeringsommer, sondern geradezu einen Rivierasommer bescheert hat,

dem Semmering ungezählte neue Freunde zugeführt.

Wenn der Fremdenverkehr sich so gut heben könnte, wie der Magen jenes Einheimischen, dem solcher Menschenfraß nur durch die Zeitung serviert wird, so wär's gefährlich. Der Tonfall der mischpochalen Geselligkeit, der jetzt in den österreichischen Dingen das Wort führt, hat eines nicht bedacht: daß die Fremden, die mit Landschaft glücklich gelockt werden, durch die Rasse heillos in die Flucht zu treiben sind.

* * *

Wo gibt es noch eine so schöne Gegend

wo jeder Lustikus, der sich im Fasching eine falsche Nase aufsetzt, in der Zeitung genannt wird? So daß man am nächsten Morgen sicher sein kann, eine achtspaltige Serie zu finden, die von weitem so aussieht, wie ein Abdruck aus dem Armee-Verordnungsblatt, in der Nähe aber erkennen läßt, daß sich der Landsturm falsche Nasen aufgesetzt hat. Wahrscheinlich zur Ablenkung Rußlands, das wieder einmal, wie die österreichischen Sangräte sagen, Sponponadeln macht. Wo gibt es noch eine so schöne, einladende Gegend in Europa? Nur hereinmarschiert, meine Herrschaften!

56

DIE FACKEL

394 Nr. 393 7. MÄRZ 1914 XV. JAHR

Glossen

Zur Pforte hinaus

Wegen des vielleicht mit Recht zur Pforte hinausgeworfenen und sicher mit Unrecht wieder hineingelassenen Konstantinopler Korrespondenten der Neuen Freien Presse wird also kein Krieg entstehen. Der österreichische Botschafter, Herr Markgraf Pallavicini, hat sich sofort als Vertreter der siebenten Großmacht bewährt, alles ist wieder in Ordnung und einer, der sich das Privileg, seine Redakteure selber hinauszuwerfen, nicht schmälern läßt, ist großmütig und läßt es bei der Warnung an die Türkei bewenden:

Kann es ein Vorteil für die Pforte sein, wenn unvernünftige und grausame Handlungen gegen einen Korrespondenten zur Frage drängen, ob nicht die allgemeine Politik unter ähnlichen Gebrechen leide und ob nicht diese dumpfen Ausbrüche auch die Erhaltung des Friedens bedrohen? Wir können nur sagen, daß selbst das unserem Blatte zugefügte Unrecht die Gesinnung nicht umstoßen wird, die, aus den Bedürfnissen der österreichischen Politik entspringend, zur Mitarbeit an einem Verhältnisse des Wohlwollens zwischen der Monarchie und der Türkei veranlaßt .... Die türkischen Minister dürften schon jetzt bedauern, was sie unserem Korrespondenten zugefügt haben. Der Schaden, der ohne das großzügige Einschreiten des Markgrafen Pallavicini daraus hätte entstehen können, würde für die Pforte noch empfindlicher geworden sein als für uns.

Angesichts solcher Frechheit, die den Weltfrieden von der Duldung eines Wiener Stimmungsschmocks abhängig macht, ist es klar, welche Mißgriffe die fremden Regierungen unaufhörlich begehen, wenn sie die Korrespondenten der Neuen Freien Presse nicht hinauswerfen. Aber sie sind dazu gezwungen, weil die Abschiebung der lästigsten Ausländer den Größenwahn der Gilde, der sie angehören, nur aufpulvert. Die vom Standpunkt der Kultur ziemlich belanglose ›Rechtsfrage‹ — es könnte schließlich auch einem Journalisten ein Unrecht widerfahren — tritt sofort in den Hintergrund, und der Vorfall, der in regellosen Zeiten und Ländern, vor Menschenopfern unerhört, nicht annähernd so mitleidiger Betrachtung wert ist wie ein Wimmerl an einem Pestkranken, wird

von der Standes-Chuzpe zur Menschheitsfrage hinaufgeschwindelt. Denn es versteht sich von selbst, daß die ›journalistischen Vertreter im Auslande einen besonderen Schutz genießen‹. Im Inlande wird ihnen nachgerühmt, daß sie 176.000 Kronen von der Margareteninsel-Spielbank erhalten haben. Im Inland verklagen sie den Grafen Tisza nicht, der es von der ›österreichischen Presse‹ in Bausch und Bogen behauptet hat. Aber ihr Schutz im Ausland ist ›eine Art diplomatischer Usance, die sich ganz von selbst ergibt, sofern man das oberste Gesetz der Freiheit, die Freiheit der Presse achtet‹. Nun würde wohl eine Menschheit, die freiwillig für das oberste Gesetz ihrer Freiheit die Freiheit der Presse erklärt, ihre Dezimierung durch einen Weltkrieg redlich verdienen. Aber es bliebe noch immer die Frage, ob die Türkei außer der Verpflichtung, sich an den Vertrag über die Behandlung von Ausländern zu halten, den Ansprüchen der österreichischen Preßfreiheit gerecht werden muß. Daß die Freiheit der Presse das ›köstlichste Gut‹ sei, diesen Grundsatz mögen zwar Leute, die noch den Koran halten, vom Hörensagen kennen, aber er muß ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen sein. Es mag ihnen zur Not einleuchten, daß sie einen Ausländer rechtswidrig behandelt haben, aber die Empörung, welche ›Genugtuung für einen Gewaltstreich verlangt, dem ein Angehöriger unseres Staates und ein Journalist zum Opfer fiel‹, bringt kein gesteigertes Mitgefühl in ihnen zum Schwingen. Vielleicht empfinden sie den journalistischen Beruf des mißhandelten Ausländers eher als Milderungsgrund ihrer Schuld. Wir werden ja leider nicht erfahren, wie sie über diesen Punkt denken und was sie zu ihrer Entlastung vorzubringen haben. Der Korrespondent soll die Grenzen der Preßfreiheit nie überschritten› haben, und seine Zeitung hat sich zum Beweise dessen selbst nachgeschlagen und nichts, was ihr ›anstößig‹ scheint, gefunden. Aber abgesehen davon, daß zur Beurteilung solcher Anstößigkeit auch jene Partei berufen ist, die den Anstoß empfunden hat, und daß die Anerkennung, der Korrespondent habe stets nur ›in Ausübung seiner Pflicht‹ gehandelt, in den Augen der Türkei den schwersten Vorwurf bedeuten kann, stellt es sich heraus, daß man überhaupt keinen Sinn für die Verschiedenheit der Maßstäbe hat. Denn um die Türkei zu belasten, wird nicht nur vorgebracht, der Korrespondent habe nichts Anstößiges gemeldet, sondern auch: daß ›seine meisten Depeschen auf höheren Befehl nicht abgeschickt worden sind‹. Selbst die Türkei

müßte also zugeben, daß er nichts Anstößiges gemeldet hat, sie hat ihn aber auch vor jedem weiteren Versuche, Anstößiges zu melden, bewahren wollen. Er hatte speziell in Ausübung seiner Pflicht, die die Türkei wohl für eine Verletzung ihres Rechtes hielt, »zu erforschen getrachtet, was an den Gerüchten über angebliche Verschwörungen gegen Enver Pascha Wahres sei«. Von dem Ergebnis seiner Nachforschungen ist »nichts in das Ausland gedrungen«, weil die Türkei eben gar keinen Sinn für die Bedürfnisse der Redaktion hat. Es wird aber auch nichts von dem Ergebnis der Nachforschungen in das Ausland dringen, die über die Gründe des Hinauswurfs an Ort und Stelle angestellt werden könnten, und auf noch höheren, auf allerhöchsten Befehl würden die Depeschen unterdrückt werden, deren Absendung die Türkei eben noch zuließe. Aber sie wird sichs künftig überlegen und die Regierungen haben insgesamt einen Denkzettel bekommen. Sie werden sich hüten, den Gang der Information, der nun einmal der Lauf der Welt ist, aufzuhalten. Das sogenannte »Blattgefühl« — die lausigste Eigenschaft, die sich je mit Stolz zu sich selbst bekannt hat — feiert dann durch Wochen ihre Orgien, die »Preßfreiheit« — die schmierigste Errungenschaft, die sich je ihres Daseins gefreut hat — sammelt unaufhörlich Trost für ihre Wunden, alle Aufschriften verstummen vor der gellenden »Verhaftung und Verschickung des Konstantinopeler Korrespondenten der ‚Neuen Freien Presse'« und die Weltereignisse verschwinden vor der Tatsache, daß unserem Korrespondenten »nicht einmal die Möglichkeit geboten wurde, sich von seinen Angehörigen zu verabschieden oder sein Blatt von dem zu verständigen, was ihm geschehen ist«; daß es ihm »nicht gestattet wurde, für den nötigen Ersatz im Dienste des Blattes zu sorgen«! Dieses endlose »Was sagt man!« — die türkische Regierung muß rein jedes Familien- und Blattgefühl verloren haben —, verknüpft mit der brechreizenden Beteuerung, daß der Korrespondent trotz alledem »bemüht sein wird, zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei ein Verhältnis des Wohlwollens als notwendig zu empfehlen« — diese Begleiterscheinungen eines einfachen Hinauswurfes müssen künftig einsichtige Regierungen davon abhalten, sich der zugereisten Aushorcher zu erwehren. Wenn sie aber die »Preßstimmen« — diesen entsetzlichen Chor, der dem guten Gewissen annähernd das ersetzt, was dem bösen einst die Erinnyen zu sagen hatten — nur halb so gut zu hören verständen wie ich, so würden

sie bald heraushaben, was bei der »Verhaftung und Verschickung« eines Korrespondenten als das ärgste Unrecht empfunden wird. Der eigentliche Aufschrei, der mit gesperrten Lettern arbeitet, rührt von der fort und fort wiederholten Tatsache her, daß die türkische Regierung den Vertreter der Neuen Freien Presse »auf das erstbeste Schiff bringen ließ, wo er als Passagier dritter Klasse unter dem Namen Achmed Aga eingeschifft wurde«. Achmed Aga wäre ja, bei Mohammed, nicht das schlechteste Pseudonym, unter dem je ein Kriegparasit Wiener Blätter bedient und über den herein- und herauskommenden Halbmond geplaudert hat. Aber wenn man schon gratis befördert wird, so geschieht es — man ist sprachlos und greift sich an den Kopf — dritter Klasse? Das ist einem österreichischen Journalisten, der auf sämtlichen vaterländischen Bahnen nicht nur ein freies Leben, sondern auch ein Leben voller Wonne führt, noch nicht passiert! Die fremden Regierungen werden lernen, die berechtigten Empfindlichkeiten zu schonen und bei den Hinauswürfen, falls diese etwa doch unvermeidlich sein sollten, Separatcoupés erster Klasse zu reservieren.

* * *

Zurück!

Präsident Poincaré, der bekanntlich jahrelang dem Journalistenstande angehörte, empfindet Heimweh nach dem Journalismus. So hat er sich wenigstens auf einem Bankett der republikanischen Journalisten im Ministerium des Äußern geäußert. In Erwiderung der auf ihn ausgebrachten Trinksprüche hielt der Präsident eine launige Rede, in der er unter anderem sagte: »Ich bin ein zur Disposition gestellter Journalist. Die Presse erscheint mir manchmal wie eine Fee, die mich lange an ihrem Herd empfangen hat und die mir dann die Tür vor der Nase zuschloß, oder wie ein schönes Land, das ich durchfahren habe und jetzt nicht mehr sehen darf. Ich habe Heimweh nach dem Journalismus . . . .«

Man soll ihn zurücklassen. Er geht sonst ein. Wenn man bedenkt, daß Monarchen mit so etwas in einem Wagen gefahren sind, so staunt man darüber, daß die internationalen Beziehungen nicht schon an solchen Unzukömmlichkeiten scheitern. Länder, die sich von einem Advokaten oder Schokoladefabrikanten oder so etwas regieren lassen, wo also der Männerstolz der Bequemlichkeit halber gleich selbst auf dem Thron knotzt, sind mir nicht sympathisch. Die Herren vom freien Geist mögen entschuldigen, aber ich glaube, daß die Menschheit ohne das, was sie für einen überwundenen

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Standpunkt hält, auf die Dauer nicht auskommen kann. Wir von Gottes Gnaden sind doch zukunftsfähiger als ich, ein zur Disposition gestellter Journalist. Heimweh nach den Wanzen haben — das mag hingehen, denn Wanzen können die Vorstellung eines Heims geben. Heimweh nach dem Journalismus — wie's auf französisch schmeckt, weiß ich nicht. Aber im Deutschen ist es die ärgste Schändung jenes guten Wortes, das den Schmerz, den es aussagt, auch schon besänftigt. Heimweh nach der Fremde — das kann ein Gefühl sein. Heimweh nach dem Journalismus ist eine Gotteslästerung.

* * *

Der Börsenschreck

Kein Zweifel, dieser Börsenheißsporn, dieser apokalyptische Galopin, dieser Springinsgeld, der aus der ersten Seite der Neuen Freien Presse den Morgenschlaf der häßlichsten Menschheit anfällt, ist lauter, als sie es selbst am Tage verträgt. Er spricht ihre Sprache, aber er spricht sie in einer ewig vibranten Tonart, daß ihr das Hören vergeht. Er wächst über ihre Maße hinaus und wenn er dereinst verstummt, so wird das Ohr jenen Druck verspüren, als den sich die Stille nach der Abstellung eines Ventilators fühlbar macht. Und wie erst eines, der schlechte Luft in die Welt getrieben hat! Dies wird das Ende sein. Bis dahin weckt sie an jedem Morgen eine Stimme, die den Hahn verjagt hat. Wieviel Bildung da durcheinanderkräht, um die Schläfer aufzurufen zu ihrer sündigen Alltäglichkeit! Man reibt sich die Augen und hört:

Ein Lustspiel von Labiche heißt Der Glücklichste von Dreien. Heute ist von den drei Persönlichkeiten, die in die Enthüllungen der Geheimnisse des Dispositionsfonds hineingezogen worden sind, der Abgeordnete Stapinski ganz entschieden der glücklichste. Der Minister für Galizien Herr v. Dlugosz hat vollständig an die Predigt von Zacharias Werner vergessen, worin geschildert wurde, wie sehr der Mensch sich vor seiner eigenen Zunge hüten müsse. Er — —

Man entnimmt nur soviel, daß auf der Flucht der Assoziationen durch die Literatur der Staat zusammenkracht. Oder:

An der Spitze des Finanzministeriums sind auffallend viele Junggesellen gestanden. Das hat schon mit Brestel angefangen, den sich niemand in zärtlicher Hingebung an eine Frau denken kann und der seine ganze Fähigkeit, zu lieben, in Zahlen umsetzte und ewig rechnete, woher die Mittel zur Heilung eines schwerkranken Staatshaushaltes nehmen sollte. Er — —

Immer holt er sich aus Kunst und Liebe etwas, um die Geschäfte schmackhaft zu machen. Dann wird er sachlich. Oder er redet sich in eine Aufregung hinein und wird obszön. Neulich wurden wir durch ein großes Geschrei geweckt. Was war geschehn? Der Agrarier Herr v. Hohenblum hatte das Luxusbedürfnis der Großstädterin getadelt. Da meldete sich der Morgenrufer und warf sein Lieblingswort in die Debatte: Hohenblum soll aufhören mit »den Sticheleien«. Er habe nicht das Recht, auf die Wiener Hausfrau herabzusehen. Tausendstimmig werde ihm zugerufen werden: »Die Hände weg von dem, was uns allen teuer ist und woran wir nicht und von niemandem rühren lassen! Die Hände weg von der Wiener Hausfrau!« Nun fühle man aber die Erregung nach, die ihn durchtobt, wenn die Mona Lisa gestohlen, und die ihn wieder durchtobt, wenn sie gefunden wurde! Weil sie lächelt, regt er sich auf. Alles kommt so plötzlich.

Wien, 23. Februar

Der heilige Laurentius wurde auf einen glühenden Rost gelegt.

Wann? Warum? Was geht es die Börse an? Ähnlich grundlos alarmiert er uns zur Erinnerung an den Kronprinzen Rudolf/

Die Vorleserin der Kaiserin Fräulein v. Ferenczy hat noch die Wundmale am Herzen.

Übertrieben wie immer. Ihr war doch nichts geschehen. Er spricht aus, was sein könnte, und meint es bildlich. Er schließt mit der Beteuerung: »Es wird zum Bedürfnis, einen Kranz auf den Sarg der Kaiserin niederzulegen und dem Fräulein v. Ferenczy einige Blumen zu reichen«. Tut er es denn? Er hat so Ideen. Kronprinz Rudolf war »ein guter Sohn, der sich freute, wenn die Mühen und Sorgen des Vaters und der Edelgehalt der Mutter durch ein kerniges Wort in die Einsicht des Volkes hinübergeleitet wurden«. Sonderbare Prozedur das! Der Kronprinz Rudolf hat bei der Eröffnung der Elektrischen Ausstellung bekanntlich gesagt: Ein Meer von Licht soll erstrahlen. Ein andermal hat er gemeint, der Mensch sei das wertvollste Kapital. Jener schwärmt noch heute davon: »Die Wirkung seiner Aussprüche über das Meer von Licht und über den Menschen, der das wertvollste Kapital sei, ist noch so frisch, und diese Farben schimmern so hell wie einst, da er uns noch gehörte«. Er hat eine ungewöhnliche Einbildungskraft. Er sieht das Fräulein v. Ferenczy, wie sie

›unbewußt die Hände ringend‹ und ›bis in das Innerste zusammengebrochen‹ die Todesnachricht empfängt, ›und wir stellen uns vor, wie sie beim Frühstück in der Hofburg sitzt . . . .‹ Es ist staunenswert, was einem Menschen, dessen vornehmste Sorge doch der Geldmarkt ist, so nebenbei durch den Kopf schießen kann. Man hat den Eindruck, daß die Phantasie auf eigene Faust weiterarbeitet, wenn die Hand zwanzig Aktien nimmt, und daß er auch bei dreißig nicht zu sich kommt.

* * *

Aus dem Ungarischen

(Im Original-Tonfall zu lesen)

›Das Beispiel Karl Kraus. Dieser österreichische Schriftsteller, der als Redakteur der ‚Fackel' in weiten Kreisen bekannt ist, und als Hasser der Wiener Zeitungen einen besonderen Namen errungen hat, erzielt nicht nur mit seinen Schriften große Erfolge, sondern auch mit seinen Vorlesungen, wobei er teils eigene Arbeiten, teils solche anderer Autoren liest. Der österreichische Schriftsteller hält nicht nur in Wien Vorlesungen, sondern besucht auch zahlreiche andere Städte Österreichs, ja sogar Deutschland, und hält dort Vorträge, die seine Ideen populär machen. Während er seinem Sonderlings-Standpunkt neue Anhänger wirbt, bedeutet das für ihn auch namhafte Einnahmen, die sogar an die Höhe der Einnahmen von Bühnenkünstlern und Konzertkünstlern heranreichen. Der Redakteur der ‚Fackel' ist ein aufrechter, wohlhabender Mann, der in materieller Hinsicht unabhängig ist und der seine Vortrags-Abende daher nicht bloß aus finanziellen Gründen veranstaltet, der aber natürlich nicht böse ist, wenn seine Vorlesungen neben den moralischen Erfolgen auch finanzielle Resultate haben. Was er tut, machen auch andere deutsche Schriftsteller, mit welchen Kraus auf dem Kriegsfuße steht, die aber vom Publikum ebenfalls geliebt werden, und deren Vorlesungen ebenfalls gute Einnahmen bedeuten. Der Redakteur der Berliner ‚Zukunft', Maximilian Harden, hält in Deutschland und in Wien ebenfalls Vorträge über politische und sozialpolitische Fragen gegen Entree. Der Feuilletonist und Bühnenschriftsteller, den das deutsche Publikum aus einem Stücke kennt: Roda Roda — veranstaltet ebenfalls Vorlesungen gegen Entree. In Deutschland geschieht aber noch eines: Gelehrte,

Universitätsprofessoren, Soziologen, veranstalten ebenfalls Vorlesungen gegen Entree und finden, daß diese häufig praktischer sind als die Edition dickleibiger Bücher. Am häufigsten aber reist jetzt Karl Kraus und es wäre wünschenswert, daß die ungarischen Schriftsteller sein Beispiel befolgen, indem sie in den Provinzstädten Vorlesungen veranstalten. Diese würden ihre Einnahmen erhöhen, was die ungarischen Schriftsteller immerhin vertragen könnten, und außerdem würden diese Vorlesungen in den Provinzstädten, welche ihre Kulturpaläste haben, neue Kulturfreuden bedeuten. Es ist eben eine Stufe der Kulturentwicklung, daß heute nicht bloß Violinvirtuosen und Bühnenkünstler Konzerte mit Entree veranstalten, sondern auch die Vollblutrepräsentanten des Schrifttums, der Kunst und der Wissenschaft zu ihrem Nutzen und zum Frommen der gesamten Kultur.«

•

Teschek, das ist ja schon eine Glosse, wiewohl es nur ein Zitat aus dem ‚Pesti Hirlap' ist. Ich werde es vorlesen gegen Entree, wiewohl ich ein aufrechter wohlhabender Mann bin. Aber ich muß. Denn das Vorlesen in Budapest gegen Entree ist sehr kostspielig. Nicht nur die Miete des Kulturpalastes, nicht nur die Polizeilizenz, sondern auch die Presse, all dies macht den Erfolg in Budapest zu einem hochmoralischen. Von dem Entree bringt die Presse allein, der man die Vornotizen bezahlen muß, einen guten Teil in Abzug. Zum Beispiel der Pesti Hirlap, ein aufrechtes wohlhabendes Organ, das nicht böse ist, wenn seine Artikel neben den moralischen Erfolgen auch finanzielle Resultate haben und das sich für die Unterstützung der kulturellen Tendenzen der Spielbank 21.000 Kronen bezahlen ließ. Schon vor einigen Jahren hat er in Anerkennung meiner literarischen Tätigkeit meine Vermögensverhältnisse überschätzt und er schwärmt sehr für fremde materielle Unabhängigkeit. Ob die ungarischen Schriftsteller gut daran tun würden, außer dem Interesse, das ohnehin die Spielbank an der Erhöhung ihrer Einnahmen hat, auch noch meinem Beispiele zu folgen und Vorlesungen gegen Entree veranstalten, kann ich nicht beurteilen. Aber jedenfalls weiß ich, daß die Vollblutrepräsentanten des Pferdehandels Kulturträger bleiben, wenn sie darauf verzichten, Tips auf geistige ~~Errungenschaften~~ zu geben.

• • •

Ein Druckfehler

. . . . Die letzte Summe verteilt sich auf 93 Posten, wobei in der Liste fast jedes Organ der Presse vertreten ist. An der Spitze steht der ‚Pesti Hirlap' mit 210.000 Kronen . . . .

Das ist ein Druckfehler. Es waren nur 21.000. Der ‚Pesti Hirlap' wird hoffentlich berichtigen. Schreibt er schon gegen Entree, muß er sich nicht nachsagen lassen so viel Entree.

* * *

Selbstverständlich

In die zweite Gruppe fallen Ausgaben für die Presse. Unter diesem Titel wurden insgesamt 505.000 K ausgegeben, und zwar für Abonnements 2000 K., für Inserate 7000 K und für Pauschalien 456.000 K. In dieser Summe figuriert die österreichische und ausländische Presse mit 176.000 K. (Es ist selbstverständlich, daß die »Neue Freie Presse« in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesem Unternehmen gestanden ist. (Anm. d. Red.) und —

Warum ist das selbstverständlich? Das ist gar nicht selbstverständlich. Es ist möglich — möglich ist alles —, es ist vielleicht wahr, aber selbstverständlich ist gar nichts. Wenn es selbstverständlich wäre, dann wäre es eben selbstverständlich und müßte nicht gesagt werden. Daß es gesagt wird, beweist, daß es nicht selbstverständlich ist, und logischer Weise müßte die Verwahrung lauten: »Es ist auffallend, aber es läßt sich leider nicht leugnen, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu diesem Unternehmen gestanden ist. Anm. d. Red.« Das wäre ehrlich, während die Selbstverständlichkeit der Ausnahme bloß die Selbstverständlichkeit der Regel bestätigt und den allgemeinen Verdacht anerkennt, von dem man nur in dem gegebenen Fall abzusehen bittet. Selbstverständlich wäre nur eines. Daß man sich entschließt, an die Spitze des Blattes und ohne erst jeden Einzelfall abzuwarten, die Erklärung zu setzen: »Es ist selbstverständlich, daß die Neue Freie Presse in gar keiner wie immer gearteten Beziehung zu irgendeinem Unternehmen steht.« Aber das wäre wieder nur selbstverständlich und absolut nicht möglich.

* * *

Wer wird denen auch?

. . . . Von dieser Summe entfallen auf die österreichische Presse 176.000 Kronen. (Auf die ‚Zeit' selbstverständlich nichts. A. d. R.), auf —

Das ist selbstverständlich!

* * *

Albanische Präludien

Die Geschicke Albaniens scheinen ein Buch mit sieben Siegeln mit Musik von Eysler zu sein. Irgendwie scheinen sie den Besuch des Bürgertheaters zu verlangen. Zuerst wurde der Prinz von Wied dahingeschleppt, ehe er den eigentlichen schweren Weg antrat, zur Stärkung gleichsam, und jetzt hat Essad Pascha mit seinem ganzen Gefolge — darunter freilich ein gewisser Sami Bey Vrioni — in sechs Logen einer Vorstellung von »Ein Tag im Paradies« beiwohnen müssen. »Essad Pascha nahm mit den Herren seiner Begleitung in der Direktionsloge Platz, während die übrigen Mitglieder der Deputation so verteilt wurden, daß in jeder Loge ein der deutschen Sprache kundiger Herr saß, der seinen Landsleuten die Vorgänge auf der Bühne erläuterte.« Der Text ist nämlich von Leo Stein. »Die leichte, ins Ohr gehende Musik Eyslers gefiel ihnen ausnehmend, und nach jeder Nummer klatschten sie eifrig Beifall«. Österreich hat für Albanien so viel getan, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig blieb, als Albanien in eine Operette von Stein und Eysler zu führen und sich ihm so von seiner allerbesten Seite zu zeigen. Von Essad Pascha wußte man lange nicht, wo er hinauswollte. Seine Pläne waren bekanntlich dunkel. Jetzt weiß man alles. »Nachher ließ Essad Pascha, dem Vizekonsul Buchberger den Inhalt des Stückes in türkischer Sprache erklärte, den Komponisten in seine Loge bitten und sprach ihm seinen Dank für den gehabten Genuß aus.« Aber aufs Gehabte gibt der Komponist nichts, und der Dichter hat nicht einmal erfahren, ob Essad Pascha seinen Gedankengängen folgen konnte. Als die Albaner das Theater verließen, mischten sich in die üblichen Rufe: »Aus iiis!« »Zwahundertochtafuchzigaaa!« und »Hoch Werner!« auch schallende Rufe: »Hoch Albanien!« Es war die höchste Hetz, und wenn es so weiter geht, dürfte sich die Hoffnung, daß der Albaner nicht untergeht, erfüllen. Nur wenn die Sache doch eine ernste Wendung nehmen sollte, wird die Partitur von Lehar sein müssen.

* * *

In hoc signo vinces

Bevor Essad Pascha in den Zug stieg, hielt Chefredakteur Freundlich an ihn eine Ansprache, in der er ihm im Auftrage der Berichterstatter der Wiener Blätter deren Dank für die Liebenswürdigkeit übermittelte, mit der sowohl Essad Pascha als auch die übrigen Mitglieder der Deputation sich der Presse zur Verfügung gestellt haben. Möge der neue albanische Staat, schloß der Redner, für dessen Unabhängigkeit das tapfere albanesische Volk ein halbes Jahrtausend lang gekämpft hat, groß und mächtig werden! Es lebe das freie Albanien!

Essad Pascha erwiderte in albanesischer Sprache: »Ich bitte Sie, der Wiener Presse im Namen der Deputation und in meinem Namen den Dank für das Wohlwollen auszusprechen, das sie uns erwiesen, sowie für die Wärme, die sie seit jeher bei der Behandlung unserer Nation an den Tag gelegt hat. . . .«

Ein halbes Jahrtausend wurde gekämpft — das ist schon etwas. Drei Tage lang wurde informiert — nun kann's nicht mehr mißglücken. Es lebe das neue freie Albanien!

* * *

Adjutanten

» . . . . Dann bestieg der Kronprinz das kleine bereitstehende Pferd und ritt, gefolgt von seinen militärischen Begleitern und den ihm zugeteilten Journalisten, durch die Boche di Cattaro neun Stunden lang an den dalmatinischen Hafen. Von Zeit zu Zeit erkundigte er sich während dieses neun Stunden dauernden Rittes nach Risano um das Befinden jener Reiter, die so großen Strapazen nicht gewachsen waren.«

* * *

Schön muß es am Semmering gewesen sein in den Feiertägen

Eine Fahrt auf den Semmering ist in diesen Tagen nicht eine Spritztour in die benachbarte Gegend, sondern eine Fahrt ins Gegensätzliche —

Wie heißt?

Man verläßt Wien zeitig am Morgen frierend und mißmutig über diese eisigen, rußgeschwängerten Nebelschwaden, die das Atmen erschweren und den Rachen zur Kohlengrube machen, und verläßt nach zwei Stunden den Zug unter einem dunkelblauen Himmel, aus dem warme Sonnenstrahlen leuchten und den Schnee zum Glitzern und Brennen bringen.

Eine Gewure, was die Sonne hat! Aber wenn das Atmen direkt erschwert wird, was soll ich Ihnen sagen, so ist es gut für den Nachbarn, und wenn der Rachen zur Kohlengrube wird, so kann ich nur sagen: jedes Wort ein Grubenhund!

Unter solchen Umständen war es begreiflich, wenn diesmal noch mehr Menschen die Gelegenheit der Doppelfeiertage benützten, um dieses ewige Refugium des Wieners zu besuchen.

Aber wenn sie alle auf einmal oben sind, so ist er doch kein Refugium mehr, sondern wird wieder das was er war, in den Zeiten, als noch Dangl gegen das Tuberkulösenheim kämpfte, ein Luftreservoir, und auch dieses nicht mehr.

Die Hotels und die Pensionen waren ausverkauft wie kaum zu Weihnachten, und eine Promenade auf der Höhenstraße vom Panhans zum Südbahnhotel hatte viel Ähnlichkeit mit einem Spaziergang um 1 Uhr mittags über den Graben.

Das muß also schon sehr schön gewesen sein. Wie sie sich grüßen in Gottes freier Natur, das ist es, was sie nicht haben können am Graben, und was sie darum haben müssen am Semmering.

»Jeder« war da, der Semmering war der Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft.

Dieser Jedermann ist kein katholisches Mysterium, aber doch irgendwie von Hofmannsthal. Ein Rendezvousort der ganzen Wiener Gesellschaft: das klingt wie ein anderer Ort, der, ohne besonderen Anstand zu erfordern, unter großem Andrang zu leiden hat.

An beiden Tagen kamen die Ausflügler auf ihre Rechnung.

Das ist ein guter Ausdruck, der die Beziehung des Ausflüglers zur Natur herstellt. Es kann aber auch die Rechnung gemeint sein, die in Wiener Kreisen häufig ohne den Wirt gemacht wird, der zuerst das Grüßen und dann das Nachsehen hat.

Nach wenigen Stunden waren alle Katarrhe und Schnupfen vergessen und sogar die Erinnerung an das grauenhafte Wiener Wetter verschwand in weite Ferne.

Vermutlich bis nach Abbazia, wobei es aber gar nicht schön ist, daß zur Hebung des Fremdenverkehres Wien herabgesetzt wird, wiewohl es bei Katarrhen und Schnupfen nicht einmal so sehr auf das Vergessen ~~[illegible]~~ auf das Verlieren ankommen dürfte.

Sonntag leuchtete die Sonne mit solchem Temperament

daß sie imstande gewesen wäre, an Stelle des gleichfalls auf dem Semmering anwesenden Herausgebers den Leitartikel zu tele-

H hin

Farne

phonieren und einen Administrationsbeamten hinauszuwerfen, der es nicht verhindert hat, daß unter dem Vorwand, Gummiabsätze zu empfehlen, etwas genannt wird, was nicht genannt soll werden. Aber nein, das war nicht die Folge, sondern

daß die Spaziergänger, die in dichten Scharen den Sonnwendstein hinaufpilgerten, oben vor dem Schüler-Alpenhaus getrost im Freien speisen konnten, vorausgesetzt, daß sie noch Platz fanden.

Man soll es diesen Pilgern gönnen, seit den Tagen der Kreuzzüge hat es keine geben, die es sich mehr verdient haben, und wenn die Staatsanwälte sie schon im Freien speisen lassen, so tut die Sonne ein Übriges und läßt die Butter zergehen, die sie auf dem Kopfe haben.

Und um 1 Uhr mittags wies dort das Thermometer sage und schreibe 29 Grad Celsius in der Sonne auf

was sagt man, was schreibt man! Mir scheint stark, die Sonne scheint stark. Unter solchen Umständen begab sich Ungeheuerliches:

Sonntag nachmittag entstand auf dem Semmering unter vielen Ausflüglern ein lebhaftes Dilemma.

Was entstand unter ihnen? Aha, ob man geben oder nehmen soll? Nein wer wird denn immer an das denken, woran man immer denken muß! Im Gegenteil, wir sind doch in Gottes freier Natur, lassen wir Gott seine Freud, selten hat er das Glück, daß er sie alle beisammen sieht. Es war ein anderes Dilemma:

Unten in Wien der Industriellenball, oben die herrliche Natur.

Ojwe ein tragischer Konflikt. Wie kommt man heraus aus der Klamm?

Die Frage: »Sollen wir zurückfahren?« führte zu bewegten Diskussionen und wurde vielfach durch ein Abzählen der Knöpfe erledigt.

»Wo is Isolde?« »Was schreist du so?« »Mir scheint stark, du vergißt ganz am Industriellenball! Isolde!! Wo is sie?« »Wo wird sie sein? Bob is sie fahren gegangen!« »Jetzt muß sie Bob fahren gehn, wo wir herein müssen in der Stadt?« »Schrei nicht, Stiaßny dreht sich schon um.« »Er fahrt doch auch herein?« »Wenn er auch hereinfahrt, fahren wir auch herein!« »Was hat zu geschehn?« »Was zu geschehn hat? Auf Isolde soll ich sagen. Wenn sie am Bob is, vergißt sie am Tanzen.« »Ich schick zu ihr, oder weißt du was, soll man bleiben, die Sonne

is direkt lohnend, wenn man schon die Zimmer mit Müh und Not bekommen hat, wo alles ausverkauft is, nur durch meine Protektion, weil ich intim bin —‹ ›Weißt du was, ich weiß nicht, zähl ab die Knöpf!‹ (Kämpft mit sich, zählt und bleibt. Im Hintergrund lacht die Sonne.)

Manche sind trotzdem nach innerem Kampf oder weil ein Knopf gefehlt hat, nach Wien zurückgefahren.

Aber die Tatsache, daß sehr viele Besucher des gestrigen Industriellenballes sich heute morgen wieder auf dem Südbahnhof trafen, ist charakteristisch —

Wofür?

Für den Magnetismus, den der Semmering ausübt.

Seltene Naturkräfte scheinen sich dort, merkt's ihr Fremden, Rendezvous gegeben zu haben, zumal, wenn man auch an die Elektrizität denkt, die der Semmering ausübt. Sicher aber hat das Wetter, das nicht nur einen Semmeringsommer, sondern geradezu einen Rivierasommer bescheert hat,

dem Semmering ungezählte neue Freunde zugeführt.

Wenn der Fremdenverkehr sich so gut heben könnte, wie der Magen jenes Einheimischen, dem solcher Menschenfraß nur durch die Zeitung serviert wird, so wär's gefährlich. Der Tonfall der mischpochalen Geselligkeit, der jetzt in den österreichischen Dingen das Wort führt, hat eines nicht bedacht: daß die Fremden, die mit Landschaft glücklich gelockt werden, durch die Rasse heillos in die Flucht zu treiben sind.

* * *

Wo gibt es noch eine so schöne Gegend

wo jeder Lustikus, der sich im Fasching eine falsche Nase aufsetzt, in der Zeitung genannt wird? So daß man am nächsten Morgen sicher sein kann, eine achtspaltige Serie zu finden, die von weitem so aussieht, wie ein Abdruck aus dem Armee-Verordnungsblatt, in der Nähe aber erkennen läßt, daß sich der Landsturm falsche Nasen aufgesetzt hat. Wahrscheinlich zur Ablenkung Rußlands, das wieder einmal, wie die österreichischen Sangräte sagen, Sponponadeln macht. Wo gibt es noch eine so schöne, einladende Gegend in Europa? Nur hereinmarschiert meine Herrschaften!

Arzt und Künstler

Jener liberale Typus, dem mit dem Schuhabsatz auf die Plattform zu treten — ob mit Berson oder Palma ist gehupft wie gesprungen — die primitivste geistige Anstandspflicht ist, der schöngeistige Mann der Wissenschaft: hat mir kürzlich einen Tag lang die Aussicht verstellt. Unter diesem stützigsten aller Begriffe fasse ich jene Erscheinungen zusammen, denen der sogenannte Ernst des Lebens noch Zeit und Muße, fürwahr Muße, zu einer Beschäftigung mit der sogenannten Kunst läßt, was sie dann zu einer scherzhaften Verwechslung von Muße- und Musestunden und sonstigem Allotria sattsam, wohlgemerkt sattsam, benutzen. Es sind Leute, die sich noch irgend etwas bewahrt haben, und bei der mir innewohnenden Schamlosigkeit, dem keuschesten Besitz, den ich mir bewahrt habe, bestehe ich darauf, daß sie es fatieren. Herzeigen oder ich bin grob! Da stellt sich denn heraus, daß siebzigjährige Strafrechtsprofessoren noch hin und wieder einen lyrischen Seitensprung machen und gleichalterige Chirurgen Herz auf Schmerz reimen oder sonst irgendwie den Musen auf den Busen greifen, pfui kaka schickt sich denn das? Auch kommt es vor, daß sie sich den Humor bewahrt haben, der dann irgend einmal plötzlich, man dreht sich kaum um, in seine Rechte tritt, anstatt im Klosett zu verschwinden. Anerkannter Lebenszähigkeit aber, die in vollster geistiger und körperlicher Frische Jubiläen feiert, erfreut sich der warmfühlende Arzt, der zwischen Rezepten immer auch noch goldene Worte zu verschreiben fähig ist und wenn wir schon ganz schwach sind, uns noch eine attische Salzinjektion verabreicht oder uns statt Pillen Perlen der Altersweisheit eingibt oder jene glitzernden Dinger, die er »Aphorismen« nennt, nicht geschenkt nehm ich sie. Nun mag ja, im Ernst gesprochen, der Professor Gersuny einer der besten Chirurgen sein, die es derzeit gibt; aber was gegen ihn einnimmt, ist das Gefühl, daß er seine Feder für wichtiger hält als sein Messer und einen schlechten Lyriker für wertvoller als einen guten Chirurgen, wiewohl es doch vollkommen ausgeschlossen ist, daß man sich vertrauensvoll von einem ~~Mann~~ das Bein wegnehmen lassen wird, der dem warmblütigen Hugo Salus in Prag enthusiastische Briefe schreibt. Salus selbst hat solches zum 70. Geburtstag Gersunys enthüllt und zu den

ärgsten Gräuel, deren das Geistesleben einer von Freundschaft, Humanitas, Gänseschmalz und Poesie triefenden Logenbrüderlichkeit fähig ist, gehört der Glückwunsch, den jenner, anstatt ihn in den Postkasten zu schmeißen, dort veröffentlicht hat, wo solcher Herzenston noch immer zur Ablenkung von Börsenmanövern seine Dienste tut. Peinlich ist es schon, wenn den Männern der Wissenschaft — Insassen eines verkehrten Harems — ›das Wort Nothnagels‹: nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein, als Marke angeheftet wird. Nun kann man sich aber gar nicht vorstellen, wie warmblütig es zwischen den Herren Gersuny und Salus, die noch dazu auch gute Dichter sind, zugeht. Zunächst neckt sich Salus mit der Neuen Freien Presse, die von seiner heimlichen Freundschaft mit Gersuny erfahren habe — ~~lütütü~~! — was ›zu den Allwissenheiten des Märchens gehört‹. Hierauf spricht er Gersuny ›Sie Aphorismenpräger‹ an, vermutlich zur Unterscheidung von Salus selbst, der ein Präger schlechtweg ist, und meint, wie beseligend der Besitz von zwanzig Seiten langen Briefen Gersunys wirke, wenn schon jeder einzelne Satz, den Gersuny geprägt habe, glitzernd sei. Gersuny hat ihm nämlich, ohne ihn noch persönlich zu kennen, einen begeisterten Brief über seine Gedichte geschrieben. Diesen Brief zeigte Salus damals allen möglichen Berufsgenossen und ›fragte immer wieder ungläubig, ob dieser Briefschreiber denn wirklich der große Chirurg Robert Gersuny sein könne, der solche Worte für einen jungen Dichter gefunden hätte‹. Salus that recht zu zweifeln. Dem klinischen Jünger hätte der große Chirurg vielleicht: Sie Patzer! gesagt; dem Arzt, der Versfüße einrenken kann und ein paar o-beinige Gefühle notdürftig zum Hatschen bringt, schreibt er einen bewundernden Brief. So ist sie, die Wissenschaft. ›Damals schien mir unglaublich, daß ein Chirurg überhaupt Gedichte lesen, daß er sich Muße (aha) und Stimmung absparen könne, um die skandierten Gefühle eines anderen nach- und mitzufühlen, daß er dann, warmblütig wie ein Jüngling, seiner Freude an dem Gleichklang der eigenen Empfindungen mit den Stimmungen des jungen Dichters Ausdruck verleihen, daß er ihm einen Bewunderungsbrief schreiben mußte!‹ Salus hat so sehr recht, daß man ihm die Feder halten möchte, mit der er sich in ahnungsloser Banalität in den eigenen Leib schneidet. Ja, so fühlt ~~und klingt~~ Salus ⌜so ~~fühlt und~~ klingt Gersuny mit. Dieser konnte nicht anders, er

mußte ihn schreiben. »Wieviel eigenes Künstlertum steckt in solch einem ganz uneigennützigen, freudigen Beifallsruf! Sie sind selbst ein Künstler, schrieb ich Ihnen wohl damals . . .« Und Gersuny habe geantwortet: »Ich bin ein latenter, ein passiver Künstler, der Kunstwerke genießen kann, sie befruchten meine Phantasie«. Salus kann sich nicht fassen: »Man denke: ein Chirurg mit Phantasie, den Gedichte befruchten können! O, es liegt in Ihren vielen genialen Operationsvorschlägen viel, viel Phantasie, ich bin ja selbst Arzt und kann das bewundernd würdigen. Und diese künstlerische Phantasie zeichnet Ihre Chirurgie vor vielen anderen aus.« Nun beachte man also, wie gut die Rollen verteilt sind. Gersuny ist selbst Künstler und würdigt deshalb die Gedichte des Salus, während Salus selbst Arzt ist und deshalb die Operationen ~~des~~ Gersuny würdigen kann. Ich muß aber sagen, daß ich mich noch immer lieber von Gersuny nach Entwürfen von Salus, das heißt, nachdem Gersunys Phantasie von Salus befruchtet ist, operieren lassen wollte, als mit Narkose Gedichte von Salus zu lesen. In Salus hat sich selbstredend der reifende Mensch zu dem ernsten, reifen Manne hingezogen gefühlt, dessen eigene Jugend ernstere Wege gegangen war, der eigener Phantasie Zügel angelegt und aus dem glühenden Träumer Gersuny durch Selbstzucht den großen Chirurgen gemacht hat. Ich zitiere hier ohne Anführungszeichen, weil sich das besser macht und weil man so wie so glaubt, daß ich es erfunden habe. Wiederholt haben natürlich Salus und dessen Frau mit Gersuny größere Reisen unternommen, wobei sie sowohl im Bewundern der großen Natur wie der erhabenen Kunst geschwelgt haben. Daß Salus nebenbei bemerkt auch persönlich Gelegenheit hatte, in Gersuny den großen Chirurgen kennen und bewundern zu lernen, indem er nämlich von Gersuny selbst operiert wurde, scheint jetzt nach so vielen Jahren wie ein gütiges Regiekunststückchen des, wie sagt man nur, Puppenlenkers da droben. Gersunys Phantasie war von Salus' Gedichten offenbar dermaßen zu den kühnsten Operationen angeregt, daß er sich am Dichter selbst vergriff und ihm den Blinddarm wegnahm, wobei sich aber herausstellte, daß der Blinddarm nicht jenes überflüssige Organ ist, von dem der lyrische Dreck kommt. Natürlich muß Salus jetzt wahrhaftig lachen, weil er hört, daß Gersuny schon ein Greis sei, ha ha, er ~~sei~~ natürlich ein Jüngling, es ~~müsse~~ ein Wunder

WIENER STADTBIBLIOTHEK

sein, es gebe so viele Wunder im Dasein, »und ~~auf~~ Dichter haben das Glück, für diese Wunder offene Augen und ein offenes Herz zu besitzen/ Diesem Siebzigjahrwunder gegenüber wird auch der Lyriker in mir sprachlos«, ~~sagt~~ Salus. Sonst muß man ihm schon eine Scholetkugel in den Mund geben. Die Sprache aber, die er findet, wird uns in Tagen, in denen angeblich ein Setzerstreik herrscht, mit einer Seelenruhe vorgesetzt, als ob wir wirklich schon fühllos geworden wären gegen die Tortur der Phrase. Es muß wirklich so weit gekommen sein, daß diese durch den Mangel an Reimen entlarvte Prosa eines Onkels, der die Festrede bei der Beschneidung hält, als die Sprache der Kultur hingenommen wird. Ohne Magenkrämpfe. Denn wem es just passieret, daß ihm von den Speiseresten des heineschen Lyrismus endlich schlecht wird, der müßte sich unter den Zumutungen dieser warmblütigen Mischpoche förmlich winden und so wenigstens durch Gesten zu verstehen geben, daß er es satt habe. Ich würde ja noch weiter gehen. Gersuny operierte Salus; er tat es unter dem Eindrucke von Salus' Gedichten. Ich wäre neugierig, ob Salus, der doch ein guter Mensch ist, es verweigern würde, mich zu behandeln, wenn ich ihn rufen ließe und ihm sagte, daß mir von seinen Gedichten schlecht geworden sei. Das wäre aber ein Ausnahmsfall. Sonst bin ich dafür, daß man schöngeistige Männer der Wissenschaft, die für ihre Mußestunden sich noch etwas bewahrt haben, in den Ordinationsstunden aushungert von Chirurgen, die Aphorismen prägen, sich auch keine Hühneraugen schneiden läßt, keinem einen Blinddarm zu verdienen gibt und so diese Leute zwingt, ganz der Schönheit zu leben.

wird sich das Ungeheuerliche ereignen —« ja was denn? »daß künftige Lehrer des Deutschen an den österreichischen Mittelschulen die Universität verlassen, ohne eine eingehende Vorlesung über Lessing oder Herder, Goethe oder Schiller gehört zu haben«. Mit einem einfachen Kusch kommt man in solchem Fall nicht mehr aus. Man müßte die gramvolle Entrüstung, die die Gefahr der verwahrlosten Germanisten mit der der ungeschulten Ärzte vergleicht und ~~ironisch~~ davon spricht, daß es sich »nur um die geistige Entwicklung einiger Schülergenerationen handelt«, schon mit einem Hieb in die Fresse beantworten. Wie ich über die Schülergenerationen denke, die sich von der Lehrkanzel Minors aus geistig entwickeln lassen, ist ja bekannt, auch daß ich die Nichtbesetzung solcher Örtlichkeiten für das weitaus kleinere Übel halte. Das ganze Geschrei, das die Bildung gegen das Unterrichtsministerium erhebt, wird aber von einem gewissen Hock instrumentiert, einem Zeitungsschreiber, der auch eine Dozentur betreibt und der jetzt sichtlich ungehalten ist, weil man einen Literaturprofessor aus Posen ihm vor die Nase setzen will. Da es nun nichts auf Erden gibt, was für die Kultur belangloser wäre als die Frage, wer künftig in Wien über den Unterschied zwischen Schiller und Goethe unmaßgebliche Behauptungen aufstellen soll, so wirkt die Verpflanzung dieses ~~Berufs~~krakehls in die Zeitungsspalten als eine der schwersten Belästigungen, die der Öffentlichkeit je angesonnen wurden. Um das Problem dem Publikum schmackhaft und die Behörde in der gesunden Verachtung, die sie für die Literaturgeschichte zu haben scheint, irre zu machen, wird die Aufgabe des Mannes, mit dem die Lehrkanzel besetzt werden soll, in jenen Dunstkreis von liberalen Phrasen gestellt, die eine Zwecklosigkeit durch unvorstellbare Mittel beglaubigen. »Denn der Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Wiener Universität«, heißt es, »hat nicht nur Pflichten als Lehrer zu erfüllen«, beileibe nicht, und nun wird der Schabernak, den er sonst noch auszuführen hat, wie folgt beschrieben: »Er spielt auch eine wichtige Rolle im geistigen Leben der Residenzstadt«. Was hat er da also zu tun, wenn ihm nicht die Überzeugung, daß das geistige Leben der Residenzstadt keine wichtige Rolle spielt, die Lebensfreude genommen hat? »Er ist in unzähligen Fällen der freiwillig anerkannte Führer der Schriftsteller dieser Stadt und dieses Reiches«. Gut, ich bin ein Sonderling, der zeitlebens nie einen Germanisten als

seinen Führer anerkannt hat. Aber wie führt er die andern?! »Ihm fällt gleichsam als Krongut die Würde und die Verantwortung des Preisrichters in unseren vornehmsten literarischen Stiftungen zu«. Das haben wir schon oft gemerkt, und wenn er, anstatt sich des Krongutes zu bemächtigen, in derselben Zeit lieber Kegelschieben gegangen wäre, mancher Verdruß wäre uns erspart geblieben, allerdings nicht die Befürchtung, daß er auch beim Kegelschieben noch einen Idioten kennen gelernt hätte, dem er schließlich doch den Bauernfeldpreis zugeschanzt haben würde, so daß wir am Ende doch die Überzeugung gewonnen hätten, daß doch der Kegelklub ein besserer Preisrichter sei und jedenfalls viel mehr von der Literatur verstehe als der ~~Professor~~! Der Liberalismus verlangt deshalb, daß für diese Stelle der beste gerade gut genug sei. Das ist bescheiden, mir ist auch der beste noch nicht gut genug, denn ich halte sie alle für völlig wertlose Wichte, die ~~[illegible]~~ nichts wissen können, aber ohne daß es ihnen das Herz verbrennt, für eine nichtsragende Tätigkeit dem Staat das Geld herausreißen. Der Liberalismus meint, die »Persönlichkeit« des Literaturprofessors — wirklich und wahrhaftig, seine Persönlichkeit müsse »etwas Ragendes und Bezwingendes haben«. Nun, das alles ist ja recht schön und gut, aber man wird zugeben, daß der Literaturprofessor, selbst wenn er diese Forderungen erfüllt, nur Liebhaberwert hat. Wir möchten gern wissen, was er außer dem Eindruck, den er auf seinen Raseur macht, und außer der Verleihung des Bauernfeldpreises an Herrn Trebitsch noch für eine Mission hat. Wir möchten gern etwas Sachliches hören. Also hören wir: »Wenn Dichtung und Wissenschaft die unzerreißbaren Bande sind, die uns Deutschösterreicher mit den Volksgenossen im Reiche verknüpfen, so fällt dem Manne, der die Wissenschaft von der deutschen Dichtung an der wichtigsten Universität Deutsch-Österreichs vertritt, die Aufgabe zu, an der Befestigung dieser Verbindung in erster Reihe mitzuwirken«. Das läßt sich hören, darunter kann ich mir etwas vorstellen. Ich bin überzeugt, daß der vorsichtige Koofmich, ehe er sich mit einem Kommerzialrat in eine Verbindung einläßt, durch eine Auskunftei feststellen wird, wer jetzt an der Wiener Universität das literarhistorische Kolleg inne hat, und unter Umständen achselzuckend sagen wird: Nee, nich zu machen, der Mann, den Sie jetzt dort für Literatur haben, flößt uns kein Vertrauen ein.

...

Wär'n Se unter Minor gekommen!‹ Er würde sich mit R. M. Meyer zufrieden geben. Er kann sich auf die Wiener Presse berufen, die flau gemacht hat. Zwar, das literarische Leben in Wien, meint sie, werde »weiter blühen‹, auch wenn es an dem offiziellen Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte »keinen Führer und keinen Schirmer hat.‹ Aber die Universität werde es büßen, und an ihrem Wohl und Wehe sei die ganze Bevölkerung unserer Stadt interessiert, »von den Arbeiterscharen, die am 1. Mai im Vorbeiziehen an dem Universitätsgebäude ihr ‚Hoch!' rufen, bis zu der Elite der Wiener Gesellschaft, die sich an den Festtagen der Alma mater in der hohen Aula versammelt.‹ Die Alma mater kenne ich vom Vorbeiziehen, aber wer ist die hohe Aula? ~~Es muß dort viel zu sehen~~ sein. Die Hochrufe der Vorbeiziehenden und die Toilettenschau der Anwesenden — zwischen diesen Sensationen hat das Interesse Wiens an der Wissenschaft einen hinreichenden Spielraum. Und welcher Umstand hat dieses Interesse Wiens speziell jener Lehrkanzel zugeführt, die noch immer nicht besetzt ist? Was macht gerade den Literaturprofessor so beliebt? ›Aus seinem Hörsaal, aus seinem Seminar entspringen die Quellen, die noch nach tausendfältiger Verästelung den Durst unserer Mittelschüler löschen.‹ Hier tritt bereits Delirium ein. Und hier muß wieder einmal die im eigenen Nebel torkelnde Bildung mit der Beruhigung ernüchtert werden, daß das wahre Studium bis zur Matura reicht und an den Brüsten der Alma mater aufhört. Daß es nur durch die Charaktermassage des Gymnasialunterrichts besorgt und durch die Wissenschaft vernachlässigt wird. Daß der ödeste Formelkram des Mittelschullebens besser zum Leben hilft als der Geist der Hochschulfreiheit zur Freiheit. Daß Mathematik wichtiger für die Literatur ist als Literaturgeschichte. Daß man Deutsch durch Latein besser lernt als durch Deutsch. Und daß es ganz egal ist, welchen Literaturprofessor die Deutschlehrer an den Mittelschulen gehört haben. Und daß die Frage, ob eine so anrüchige Kanzel frei oder besetzt sei, zwar die wartenden Herren beschäftigen mag, aber daß es die unbeteiligte Öffentlichkeit keineswegs dringend hat und daß sie sich durchaus nicht dafür interessiert, wer dort sitzt, steht oder hockt.

Glossen

~~Vom~~ denkender Hund

In Mannheim wird, ohne daß der Tierschutzverein einschreitet, ein Hund vorgeführt, der gezwungen ist, die Fähigkeiten eines nützlichen Mitglieds der menschlichen Gesellschaft zu zeigen. Ein sogenannter denkender Hund. Daß die Hunde denken, haben die Menschen bis heute darum nicht geglaubt, weil sich die Hunde ihren Teil gedacht und es den Menschen nicht verraten haben. Nun erst, da sich herausstellt, daß ein Hund Wurzel ziehen kann, wird ihm nachgesagt, daß er ein denkender Hund sei. Dem in Mannheim ist es nun doch zu viel geworden und er scheint gewillt, mit lästigen Besuchern kurzen Prozeß zu machen. Nicht als ob er sie beißen wollte; aber er bellt ihnen was oder vielmehr, er buchstabiert ihnen was. Besonders auf die Gelehrten, die man fortwährend zu ihm hineinläßt, hat er es scharf.

Der Hund benutzt seine Buchstabierkunst auch zu eigenen Meinungsäußerungen und mischt sich direkt ins Gespräch. Als Prof. Ziegler Frau Dr. Moekel, die leidend ist, abrät, sich auf mehrtägige Versuche ausländischer Psychologen einzulassen, fängt Rolf plötzlich ungefragt zu buchstabieren an, »had rgd«, buchstabiert er, d. h. »hat recht«. Auch seinen Unwillen weiß er deutlich kundzugeben, und einem Zoologen, Dr. Gruber, der mit ihm Versuche anstellen wollte, antwortete er in einer langen Buchstabenreihe: »sr fil bildr gsn und sagd was is bei dsiglr gnug is nigd mr sagn wil was is dum lign lasn r al hrs mir bugl sdeign«, d. h. in gewöhnliche Orthographie übertragen: »Sehr viele Bilder gesehen bei Ziegler und gesagt was ist; genug ist, nicht mehr sagen will (ich), was ist; dumm; liegen lassen er (ihn); alle Herren mir Buckel steigen!«

Had rgd. Freilich ist die Version aufgetaucht, daß dieser Hund von Mannheim nur ein denkender Grubenhund sei. Denn es ist gewiß möglich, der Wissenschaft und den ihr befreundeten Zeitungen einzureden, daß ein Hund ihnen allen sagen läßt, sie mögen ihm auf den Buckel steigen. Daß dieser Hund übrigens sich noch rühmt, ausgesprochen zu haben, »was ist«, läßt ihn als den einzigen Hund in Deutschland erscheinen, der von Herrn Harden noch einen Bissen nimmt.

* * *

Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht

Der Detektiv Ernst Hoffmann stand gestern unter der Anklage der versuchten Erpressung vor dem Landgericht. Das Opfer seiner Tätigkeit war der Inhaber des Freibades Wannsee, Kaufmann Frankenthal

in Nikolassee. Als Frankenthal vor vier Jahren ein Gelände am Wannsee pachtete und darauf das Freibad Wannsee errichtete, dauerte es nicht lange, so setzten die Inhaber der an den märkischen Wasserstraßen gelegenen Badeanstalten alle Hebel in Bewegung, um die unbequeme Konkurrenz aus der Welt zu schaffen. Der Obmann des Vereines märkischer Naturbadeanstalten, Badeanstaltsbesitzer Ziehm in Treptow, wandte sich an den Rechtskonsulenten May mit dem Auftrag, im Freibad Wannsee heimliche Beobachtungen anzustellen, ob dort Unsittlichkeiten vorkämen. May verlangte hiefür 125 Mark und später 300 Mark. Das ausführende Organ Mays war der Detektiv Hoffmann, der für seine Tätigkeit 6 Mark pro Tag erhielt. Er hatte insbesondere den Auftrag, alles, was beanstandet werden könnte, auch gleich zu photographieren.

Eines Tages wurde Frankenthal von einem Unbekannten telephonisch angerufen und unter Hinweis auf die gegen das Freibad eingeleitete Bewegung um eine Unterredung ersucht, die dann auch in einem Café am Rosenthaler Tor stattfand. Hoffmann stellte sich dabei mit seinem richtigen Namen als Agent des Detektivinstituts May vor und erzählte, er habe den Auftrag, nicht nur etwaige Unsittlichkeiten im Freibad festzustellen, sondern auch eventuell mit Hilfe von Straßendirnen selbst »unsittliche Gruppen« zu stellen und zu photographieren. Bei einer zweiten Zusammenkunft im Restaurant Beelitzhof erzählte er dann auch noch, er sei beauftragt, einen Wärter im Freibad zu bestechen und sich von diesem mit einem Mädchen überraschen zu lassen. Die Photographien hievon würden dann in einer öffentlichen Versammlung, zu der Pastoren und Sittlichkeitsvereine eingeladen werden sollten, als Lichtbilder gezeigt werden.

Frankenthal witterte in diesen Mitteilungen gleich die einleitenden Schritte zu einer Erpressung, und als Hoffmann erklärte, er würde sich auf Frankenthals Seite schlagen, wenn ihm der Schaden, den er durch den Verlust seiner Stellung hätte, ersetzt werden würde, ließ Frankenthal ihn festnehmen . . . .

Det mit d' Konkurrenz is ja ejal, die Jründe interessieren uns nich, Jeschäft is Jeschäft, jewiss doch wenn sich'n Freibatt durch'n andres Freibatt jeschädigt fühlt, so hat es doch recht, alle Hebel in Bewejung zu setzen, die Hauptsache is immerzu, wenn öffentliches Ärjernis errecht wird. Öffentliches Ärjernis muß sint, un wenns nich da is, muß es errecht werden, immerzu, famos hat Hoffmann det jemacht, kenn Se Hoffmann, er war zuerst bei der Sitte, denn war er Lude, nu is er beim Rechtskonsulenten. Sehn Se, dafür was nu weiter jeschehen is, dass a selbst jestrauchelt is, dafür is niemand verantwortlich, es irrt der Mensch, solang a strebt, hat nich selbst Harden schon jeirrt? Se wissen doch damals wie a det mit die Normwidrichkeiten ufjedeckt hat, det mit Eulen-

burg und der janzen homesexiellen Kiste übahaupt, da hat a doch manches nich jewußt, was seinerzeit am Starnberjer See vorjefallen is, da hat a doch vieles übasehn, na sehn Se, unfehlbar is keener jewiß doch, Riedl hat ihm viel jesagt was erweislich wahr is, un Schömmer der Klavierträger Se wissen doch hat durch das Guckloch beobachtet wie er die beiden Jrafen da jepaart sah, hörn Se, jepaart sah er se, richtich jepaart; aber alles hat sich doch nich beweisen lassen. Jotte doch wenn man immer so könnte wie man wollte, sehn Se, wir müssen ooch Zimma vamieten, da kann denn meine Frau viele Unsittlichkeiten beobachten, wie oft hab ich ihr nich schon jesagt, Juste, hab ich ihr jesagt, Juste sieh man zu un pass man auf, ob eener nich vaheiratet is, wo du dann sagen könntest, wenn a dir nich eenen blauen Lappen drufjibt, daß de sagen könntest, na von wejen öffentliches Ärjernis vastehste — jlooben Se, det Aas jeht Ihnen los? Nee, nich zu machen! Öffentliches Ärjernis in Hülle und Fülle, jreift nur hinein ins volle Menschenleben, allonks Anfang dela patrie, aber was nützt det allens, wenn die Schose nich zum klappen kommt! Bequemer kann mans jar nich haben. Hoffmann hat erst unsittliche Truppen stellen müssen — bei uns kommt det alle Tag vor, direktemang wie jeschaffen für de Pastoren und de Sittlichkeitsvereine — aber reden Se mit meiner Frau! Sie sei sturmfreie Vermieterin, sagt se, se wolle sich auf ehrliche Weise ihr Brot verdienen und so Redensarten. Mich kann so wat empören, sehn Se, ik thu bei so wat jar nich mehr mit, ik jeh am liebsten fort aus meinem anständijen Haus, wenn so Paare kommen, die wat unehelich sind und Unsittlichkeiten im Schilde führen, un det könn Se mr jlooben, wenn det nich bald ufhert, so bin ik imstand und jehe hin zur Sitte un mach de Anzeije wejen öffentliches Ärjernis!

* * *

Eine gute Akquisition

für die Neue Freie Presse ist der Stefan Großmann. Ursprünglich dem Anarchismus bestimmt, widmete er sich später der Sozialdemokratie. Theaterdirektor war er nur ganz kurze Zeit, Journalist immer. Das Glück, dem Hopf-Prozeß beiwohnen zu dürfen, führte ihn nach so vielen Irrungen endlich in die Arme der Neuen Freien Presse:

In den kleinen Schwurgerichtssaal zu Frankfurt am Main drängten sich Berliner und Wiener, französische und englische Journalisten, aber

den preußischen Behörden gilt der Journalist als lästige Person, und so pflanzte sich vor dem Schwurgerichtssaal ein derber königlich preußischer Kommissär mit zwei handfesten Schutzleuten, die mit unbeirrbarer Festigkeit dreiviertel der Leute zurückstießen, die von weither gekommen waren, diesen aufregenden Prozeß mitzuerleben.

Es ist erfreulich, daß ein ehemaliger Anarchist der preußischen Polizei noch heute so gerecht wird. Herr Großmann war einer der wenigen Glücklichen, bei denen ein Auge des Gesetzes zugedrückt wurde. Dafür ließ der Vorsitzende täglich dort, wo die Journalisten saßen, ~~täglich~~ die Fenster öffnen, worüber sich Herr Großmann wieder im ‚März' beklagt; denn er hat den aufregenden Prozeß für verschiedene Zeitungen miterlebt. Aber er findet ihn im Grunde gar nicht so aufregend. Großmann spricht von den Cholerabazillen mit viel weniger Respekt als sagen wir Karpath von einer quantité négligeable. Hopfs Rotzbazillen scheinen ihm schon gar nicht zu imponieren. Dagegen preist er die Frankfurter Geschwornen um ihrer Gewissenhaftigkeit willen, »die alle Gecken der Verachtung der Schwurgerichte gefälligst studieren sollten«. Ich studiere:

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Hopf auch Vater und Mutter mit Gift unter die Erde gebracht hat, vieles spricht dafür, daß er auch seine Kinder mit einigen Injektionen beseitigt hat. Wären die Geschwornen der Volksstimmung zugänglich gewesen oder hätten sie ihr Gewissen mit Deduktionen befriedigen wollen, so hätten sie Hopf auch in diesen Fällen schuldig gesprochen.

So aber blieben sie Logiker und sagten sich: Zwar ist in den Leichen der Eltern Arsen gefunden worden, aber schließlich starb der Vater mit siebzig, die Mutter mit achtundsiebzig Jahren. Da kann Altersschwäche als Todesgrund nicht ausgeschlossen werden . . . . Von den Kindern soll das eine auch an Lungenentzündung, das andere an einer Rachenentzündung gelitten haben. In ihren Leichen fand man zwar auch Arsen, Hopfs Lieblingsmittel. Aber die scharfsinnige Rechtfertigung, er habe die Kadaver damit vor Verwesung schützen wollen, war klug ersonnen. So nahmen die Geschwornen nur den Mordversuch an den eigenen Kindern an.

Und das Malheur, daß ein unschuldiger Mörder zum Tod verurteilt wird, wäre geschehen. Nur immer schön gewissenhaft. Ein Schulbeispiel für die Gelegenheit der Humanität. Geschworne müssen sich vor zwei Gefahren hüten: vor dem bekannten Buchstaben des Gesetzes und vor der Volksstimmung, die in diesem Fall das Gesetz am liebsten buchstabiert hätte. Nicht in allen Fällen, wo ein Giftmörder Arsen gegeben hat, wollte er auch vergiften und es wäre barbarisch, einen, der ohnedies schon zum Tod

verurteilt wird, auch noch zum Tode verurteilen. Aber wegen der vergifteten ersten Gattin wurde Hopf zum Tode verurteilt. Wie das alles herauskam? »Zum Glück war Hopf ein schlamperter Mensch.« Überhaupt wird er von Herrn Großmann aller Romantik entkleidet. Er war nur ein schäbiger Polizzenjäger. »Blaubart wäre nie mit der Versicherungsgesellschaft Teutonia in Verbindung getreten!« Großmann, der im Versicherungswesen begonnen hat, ehe er der Gesellschaftsordnung Drachengift in die Milch der frommen Denkungsart gab und Thalia mit Rotzbazillen nahetrat, entlarvt den Hopf als einen kommunen Mörder und meint, nein, versichert uns, daß sein Motiv »Geld, Geld, Geld!« war. Aber während Hopf wenigstens nie an Großmannssucht gelitten hat, weiß man, daß Großmann nicht der Hopf sein wollte und mit der Abfindungssumme, die er von der Freien Volksbühne bekommen hat, unzufrieden war. Umso undankbarer ist es, einem Giftmörder Geldgier vorzuwerfen, der einem zum ersten Feuilletonhonorar bei der Neuen Freien Presse verholfen hat. »Nein, das bißchen neue Technik imponiert uns nicht!« ruft Großmann, der so tut, als ob er einmal ein Anarchist der Tat gewesen wäre und nicht bloß einer des Feuilletons und beginnt zu renommieren:

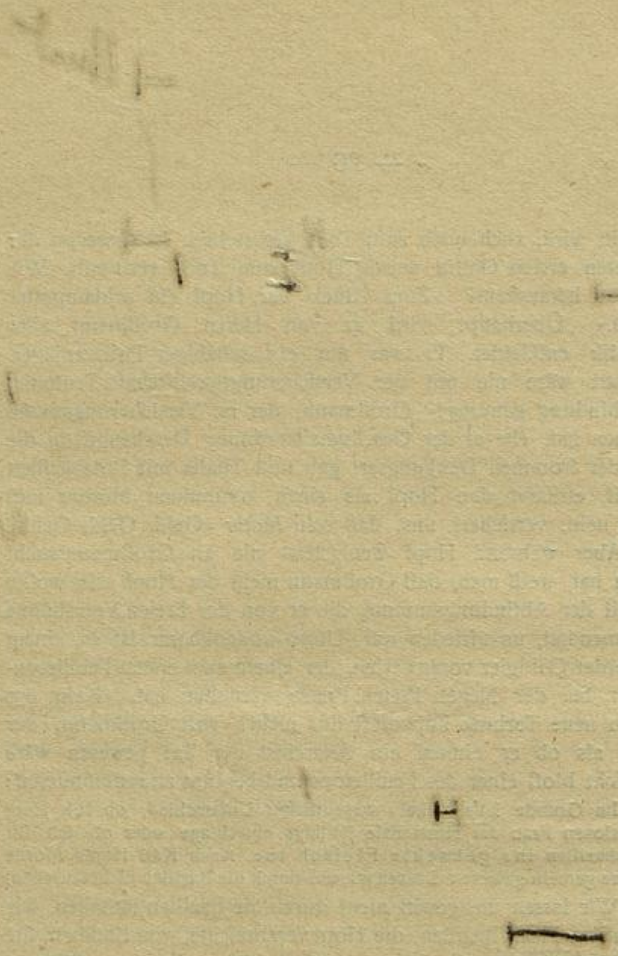
Im Grunde ist's kein wesentlicher Unterschied, ob ich einer ahnungslosen Frau die Hirnschale jählings einschlage oder ob ich ihr Cholerabazillen ins gehackte Fleisch tue. Auch Karl Hopfs Morde sind ganz gemein gewesen. Lassen wir uns durch die Bazillen nicht täuschen!

Wir lassen uns gewiß nicht durch die Bazillen täuschen, wir können Bazillen, die Hopf verabreichte, von Bomben, die Großmann nicht warf, ebenso unterscheiden, wie einen Stilisten von einem Reporter. Denn wenn er einer ahnungslosen Frau, der er eventuell die Hirnschale jählings einschlagen kann, Cholerabazillen ins gehackte Fleisch tut, so ist es eine überflüssige Grausamkeit. Wenn ihr Fleisch schon gehackt ist, können ihr die Cholerabazillen auch nicht mehr schaden. Dagegen würde Herr Großmann vollauf seinen mörderischen Zweck erreichen, wenn er sie ihr ins »Hackfleisch« tut und aus diesem kein Stilschnitzerl macht.

* * *

Was sich in Wien bei solchen Gelegenheiten tut

Der Prinz von Wied kam zeitlich früh an und wieder erschwerten Nebelschwaden zum Glück das Atmen. Plötzlich entwickelte sich Treiben.



Bald waren der Perron und die Wartezimmer mit Persönlichkeiten gefüllt, die mit dabei sein wollten oder mußten, wenn der Prinz Wilhelm zu Wied, der neue Herrscher von Albanien, der Begründer einer neuen Dynastie, in Wien ankommt.

Schon tauchen Zawadil und Spielvogel auf. Achtzehn albanesische Kinder erscheinen. Was haben sie hier zu tun? Sie repräsentieren den orientalischen Typus. Da stehen drei Knaben nebeneinander. Was tun sie? Sie vertreten die drei Hauptreligionen Albaniens. Einer wird interviewt.

Auf die Frage: »Was ist Ihr Vater?« werden die großen, dunklen Augen des jungen Menschen feucht. Es zuckt um seine Mundwinkel und er sagt hart und rauh: »Mein Vater lebt nicht mehr. Die Griechen haben ihn ermordet.«

Ein anderer,

ein Kerlchen von kaum zehn Jahren, meldet sich zum Worte und murmelt: »Auch mein Vater ist ermordet worden.« Die Hände des Kindes ballen sich zu Fäusten.

Der Zug hat natürlich zwanzig Minuten Verspätung. Dann dampft er in die Halle. Der Prinz zu Wied steigt aus, und Humor sowie frohe Lebensauffassung leuchten aus seinen Augen, die braun sind. Der Schnurrbart ist hiebei mit den Enden nach aufwärts gerichtet. Der Kragen ist ein Opossumkragen und der Hut ein Melonenhut. Trotz des hellen Lachens verrät er selbstredend verhaltene Kraft und Zähigkeit.

Also Eigenschaften, die dem Herrscher über Albanien sehr zustatten kommen werden.

Er kennt den Dr. Pekmeczi schon sehr gut. Die Knaben rufen fortwährend aus voller Brust. Er nickt befriedigt.

Ein paar Tage noch und dieser schlanke, elegante Kavalier wird durch ein dunkles Tor einem bewegten und großen Schicksal entgegenschreiten.

Das wird ihm aber lieber sein als auf dem Perron des Westbahnhofs zu stehen.

* * *

Adel und Ideale

Der Adel müßte, wenn noch Adel in ihm ist, von mir verleitet werden können, dem Bürgertum den Fuß auf den Nacken zu setzen, anstatt ihm die bürgerlichen Ideale voranzutragen. Solche Nachrichten wie die da sind nicht erwünscht:

Bald waren der Perron und die Wartezimmer mit Persönlichkeiten gefüllt, die mit dabei sein wollten oder mußten, wenn der Prinz Wilhelm zu Wied, der neue Herrscher von Albanien, der Begründer einer neuen Dynastie, in Wien ankommt.

Schon tauchen Zawadil und Spielvogel auf. Achtzehn albanesische Kinder erscheinen. Was haben sie hier zu tun? Sie repräsentieren den orientalischen Typus. Da stehen drei Knaben nebeneinander. Was tun sie? Sie vertreten die drei Hauptreligionen Albaniens. Einer wird interviewt.

Auf die Frage: »Was ist Ihr Vater?« werden die großen, dunklen Augen des jungen Menschen feucht. Es zuckt um seine Mundwinkel und er sagt hart und rauh: »Mein Vater lebt nicht mehr. Die Griechen haben ihn ermordet.«

Ein anderer,

ein Kerlchen von kaum zehn Jahren, meldet sich zum Worte und murmelt: »Auch mein Vater ist ermordet worden.« Die Hände des Kindes ballen sich zu Fäusten.

Der Zug hat natürlich zwanzig Minuten Verspätung. Dann dampft er in die Halle. Der Prinz zu Wied steigt aus, und Humor sowie frohe Lebensauffassung leuchten aus seinen Augen, die braun sind. Der Schnurrbart ist hiebei mit den Enden nach aufwärts gerichtet. Der Kragen ist ein Opossumkragen und der Hut ein Melonenhut. Trotz des hellen Lachens verrät er selbstredend verhaltene Kraft und Zähigkeit.

Also Eigenschaften, die dem Herrscher über Albanien sehr zustatten kommen werden.

Er kennt den Dr. Pekmeczi schon sehr gut. Die Knaben rufen fortwährend aus voller Brust. Er nickt befriedigt.

Ein paar Tage noch und dieser schlanke, elegante Kavalier wird durch ein dunkles Tor einem bewegten und großen Schicksal entgegenschreiten.

Das wird ihm aber lieber sein als auf dem Perron des Westbahnhofs zu stehen.

* * *

Adel und Ideale

Der Adel müßte, wenn noch Adel in ihm ist, von mir verleitet werden können, dem Bürgertum den Fuß auf den Nacken zu setzen, anstatt ihm die bürgerlichen Ideale voranzutragen. Solche Nachrichten wie die da sind nicht erwünscht:

Die Magnaten-Elsa

Graf Johann Zichy über die Leichenfeier

Budapest, 27. Jänner. (Privattelegramm.) Über den Fall der »Magnaten-Elsa« sprach Sonntag im Verein der katholischen Landesbeamtinnen der frühere Kultusminister Graf Johann Zichy, der Ehrenpräsident der Vereinigung, indem er sagte: »In dieser perversen Welt, in welcher Tausende sich um eine Bahre scharen, um einen Typus auf dem letzten Wege zu geleiten, der die Schändung des Frauenideals verkörperte, ist die ehrsame, anständige Arbeit der Frau doppelt hoch zu schätzen.«

Von welchem Typus, zwischen Landesbeamtin und Geliebter, man bestreiten oder zugeben kann, daß er eine Schändung des Frauenideals verkörpere, ist Sache der Weltanschauung. Daß eine Schändung irgendwelchen Typus auf seinem letzten Wege unstatthaft ist, wird selbst in den Kreisen, die durch Politik an der Ausübung besserer Gefühle verhindert sind, nicht geleugnet werden können. Und es hätte den katholischen Landesbeamtinnen wohl angestanden, wenn sie sich so viel Katholizismus und so viel Weiblichkeit bewahrt gehabt hätten, um den Ehrenpräsidenten zu unterbrechen und sich zu verbitten, daß das Schicksal einer von der Habgier ermordeten Frau zu Komplimenten für jene benützt werde, die nicht immer ihre Anständigkeit als Ideal, aber oft ihre Unzulänglichkeit mit Anstand tragen. Und was soll man in dieser perversen Welt, in der ein Edelmann vor einer Bahre von der Schändung des Frauenideals spricht, vom Männerideal halten? Wenn ein ungarischer Graf nicht Bescheid weiß, so tut es ein österreichischer. Wenn der Graf Johann Zichy die toten Prostituierten verabscheut, so geht der Graf Hans Wilczek unter die lebenden Journalisten. Er gibt nämlich seine Erinnerungen an den Kronprinzen Rudolf her und zwar im Hause des »Neuen Wiener Journals«. Ich würde, wenn ich eine Versammlung von Aristokraten einberufen wollte — der Bequemlichkeit halber könnten die Herren ja meine Vorlesungen fleißiger besuchen und lernen, wie man sich gegen die bürgerliche Gesinnung und gegen die Gemeinheit des Lebens überhaupt abzusondern hat —, ich würde oder werde also davon sprechen, daß in dieser perversen Welt, in der Tausende dem Typus nachstreben, der die Schändung des Männerideals bedeutet, die zurückhaltende, vornehme Arbeitslosigkeit des Aristokraten doppelt hoch zu schätzen wäre.

* * *

Der 29. Januar

— es wird einem ganz schicksalsdramatisch zumute — ist ein kulturhistorisches Datum für Österreich. Da ist es einem Schuhabsatzhändler gelungen, mir und der Fackel die Beachtung der Neuen Freien Presse, und zwar an der wichtigsten Stelle, direkt neben den Personalnachrichten, geradezu unter »Mitteilungen aus dem Publikum«, zu erringen. Wenn Goethe aufgestanden wäre und hätte für mich zeugen wollen, er hätte nur erreicht, daß am Sonntag ostentativ der Sohn von Salo Cohn als der bessere Frauenkenner dagestanden wäre, und Goethe wäre zurückgesunken mit der Erfahrung: Man soll sich nichts anfangen. Wenn Galilei versichert hätte: Und er bewegt sich doch, die Neue Freie Presse hätte ihn als Ketzer behandelt. Und jeder hätte den eigenen Namen gefährdet, der den Versuch gewagt hätte, den zu nennen, der nicht genannt soll werden. Da geschah es, daß Beer & Sohn's Ansehen in der Fackel herabgesetzt wurde, indem sie Nietzsches Ansehen für wichtiger hielt als Beer & Sohn's, und am 29. Januar 1914 tanzte bereits ein Kikeriki-Jud, dessen in die Stirn fallende Haare als ein besonderes Merkmal meiner Individualität agnosziert wurden, das Januarheft der Fackel, natürlich eine »Doppelnummer« in der Hand, auf einem Riesengummiabsatz herum, und darunter war zu lesen:

Vernimm die Mär, o Publikum:
Auf »Berson« tritt Karl Kraus herum!

Was lag näher als die Vermutung, daß eine Redaktionskonferenz beschlossen hätte, jetzt, da einmal wirklich eine ernste gediegene Sache durch einen tückischen Angriff bedroht war, dem fünfzehnjährigen Totschweigen ein Ende zu machen? Diese Vermutung war irrig. Die Neue Freie Presse gibt den leiblichen Bruder preis, wenn sie, um ihn zu helfen, mit mir ins Handgemenge käme. Es war kein Plan, es war eine Überraschung. Berson nahm sich, was ihm nicht gewährt wurde. Er hat die Freundschaft verraten, indem er sie anrief. Mit einem Wort, Berson hat die Vertrauensseligkeit der Neuen Freien Presse mißbraucht und ihr das Kuckucksei eines Klischees, dessen Text von der Administration nicht entziffert wurde, in die Maschine gelegt. Was nun? Jetzt, da die Welt weiß, wie ich heiße, wird doch Berson totgeschwiegen werden? Nicht doch. Hätte Nietzsche auf ähnliche Art zu meinen Gunsten Stellung genommen, es hätte

ihm geschadet. Bersons Ideen erleiden keinen Abbruch und das Erscheinen weiterer Annoncen beweist, daß der Herausgeber der Neuen Freien Presse sich damit begnügt hat, die schuldtragenden Administrationsbeamten zu opfern. Mit Recht. Wer seit fünfzehn Jahren sein Personal im redaktionellen wie im administrativen Teil dazu anhält, aufzupassen, daß ein einziger Name nicht durchrutsche, darf über solche Befleckung seines Lebenswerkes schon aufgeregt sein. Nicht zu reden von der Pein, sich tausend Anfragen aus dem Publikum preisgegeben zu sehen, das dieses Annoncenbild partout nicht verstehen will, weil ihm zwar Berson, aber nicht Karl Kraus bekannt sei. Und ganz zu schweigen von der Angst, ob dem Betroffenen selbst in diesem verlorenen Staat, wo das Leben wehrlos ist vor dem Kommis, nicht juristische Schritte gegen die Verzerrung seiner Persönlichkeit zu Zwecken der Gewinnsucht möglich seien, die zu weiteren Erörterungen dessen führen könnten, was man nicht erörtern will. Und nicht zu reden, daß ganz zu schweigen Gold gewesen wäre gegen einen Zustand, der schließlich und endlich doch bloß Silber eingetragen hat.

* * *

Idyllen

Das Leben und Treiben, oder das Getriebe, oder der Ernst des Lebens, oder wie sie sonst sagen, hat das poetische Bedürfnis oder die Nachdenklichkeit oder das Gemüt oder wie sie sonst sagen, noch nicht ganz verschlungen. Zuweilen blüht noch eine Primel oder eine Schwalbe hat sich nebbich auf ein Dach verirrt, und dann sagt man es ihr, Ihr mitten hinein in das Gewoge und sie druckt es, klein, aber von Herzen:

[Winterblüten.] Ein alter Freund unseres Blattes schreibt uns: »Ich empfehle Ihren Lesern, einen Spaziergang nach dem Arenbergpark (3. Bezirk) zu machen, woselbst zahlreiche im Freien wachsende Primeln zu sehen sind. Dr. Ph. K.«

Gott war das ein Gerenn am Sonntag! Aufgewachsen bei Primeln oder wie sie sonst sagen, sagte ein Erhalter und Ernährer, und ging doch hin mit der ganzen Familie. Halb zog es ihn. ~~Und dann~~ las er:

[Warmer November.] Aus Malaczka schreibt uns Herr David Jellinek, daß sich in seinem Hause jetzt eine Schwalbe eingenistet hat.

Gegenstand, oder wie sie sonst sagen. Und dennoch stehen solche Beobachter hoch über jenen, denen sie's zuflüstern. Sie sollten es bewahren. Es mag eine echte Freude sein, wiewohl ein Jellinek noch keinen Sommer macht. Was soll es aber? Was trägt es? Zeigt man ihnen einen Ligusterschwärmer, der den Tag im Bureau verbringt, so sagen sie: der muß auch schon hübsch verdienen. Rühret nicht an! Es ist wahr, die Schmetterlinge sterben aus und die Börsengalopins vermehren sich. Hat es darum einen Sinn, einen Börsengalopin mit der Mitteilung aufzuhalten, daß man soeben den letzten Schmetterling gesehen habe? Er sagt: was kaufach mir dafür, und rennt weiter. Besser, man raunt dem letzten Schmetterling zu, daß man soeben, grad flog er um die Ecke, einen Börsengalopin gesehen habe. Man kann ihm das Sterben erleichtern.

* * *

Wie eine Fackel hat er hineingeleuchtet

Ein Wiener Strafrichter hat Samstag in der Begründung eines Urteils über christlichsoziale Umtriebe bei den Wahlen Worte gesprochen, die wie eine Fackel in die Kellerräume hineinleuchten —

Da die Neue Freie Presse jetzt unaufhörlich die Fackel zitiert und empfiehlt, so muß ausdrücklich gesagt werden, daß es sich hier um eine ganz andere Fackel handelt. Eine Verwechslung wäre schon deshalb peinlich, weil die Worte, mit denen der Strafrichter hineingeleuchtet hat, den Inhalt hatten, daß man »über derartige Vorgänge einfach sprachlos sei und sich an den Kopf greifen müsse«. Diese Pantomime, die der Leopoldstädter Strafrichter — Pick — im Milieu seines Bezirkes schon oft gesehen haben mag oder die oft auch nur berufen und durch einen S-Laut markiert wird, entspricht nicht dem Geschmack der Fackel, ihrem Entsetzen über die Übel der Welt Ausdruck zu geben. Umsoweniger, als die Fackel unter Wahlschwindel auch eine korrekte Wahl versteht, ohne Ansehen der Person und der politischen Richtung jede Wahl sowohl in der Idee wie in der Ausführung für einen Schwindel hält und also von einer Wahl zwischen den Parteien nie weiß, ob sie korrekt, wohl aber, daß sie schwer ist.

* * *

Das ist sehr pietätvoll von den Herren

Sektionschef Milosch v. Fesch, Vizepräsidenten des niederösterreichischen Landesschulrates Koß v. Sternegg und Statthalterei-Vizepräsidenten Dr. Ritter Wagner v. Kremsthal, daß sie sich zur Erinnerungsfeier an den 1100. Todestag Karls des Großen in der Peterskirche eingefunden haben. Auch daß der Gemeinderat Paulitschke und der Regierungsrat Adamek da waren und speziell der Direktor Schwarz von der Ersten österreichischen Sparkasse, deren erster Einleger jedenfalls der Verstorbene war, ist sehr anständig. Unsere Zeit hat eben das für sich, daß sie sich an Karl den Großen noch erinnert. Der 1000. Todestag wurde gewiß nicht gefeiert. Der 1200. wird auch nicht mehr gefeiert werden. Wir haben's grad noch erwischt.

* * *

Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden

das ist praktisch. Mitglieder des Wiener Männergesangvereins trugen dabei einen Chor vor, das ist unpraktisch. An der Eröffnungsfahrt nahmen teil die Inspektoren Edelstein und Kronos, das ist interessant, wiewohl der letztere nicht identisch oder verschwägert ist. In Preßburg angelangt, bemerkte einer, daß dort 1277 Ladislaus IV. mit König Rudolf jenen Bündnisvertrag geschlossen habe, auf Grund dessen die Schlacht bei Dürnkrut gewonnen wurde, und daß dorthin, nach Preßburg, Ferdinand I. nach der Schlacht bei Mohacs seine Residenz verlegte. Das ist lückenhaft, weil in Preßburg auch der Professor Bernhardi aufgeführt werden sollte. Der österreichische Eisenbahnminister hielt drei Reden, eine bei der Abfahrt des Zuges, eine an der Grenze und eine beim Ziel. Das ist viel. »Man hat sich schließlich gesagt«, meinte er, »es kann nicht Sache der Regierung sein, den technischen Fortschritt aufzuhalten, und was das Interesse der Allgemeinheit ist, ist schließlich auch das Interesse des Staates.« Das ist einsichtig. Ein anderer Redner sagte: »Österreich braucht Ungarn und Ungarn braucht Österreich, und daher wollen wir zusammen leben und miteinander kämpfen.« Das ist zweideutig. Am nächsten Tag wurde gemeldet, daß soeben bei der Sophienbrücke der Starkstromleitungsdraht der elektrischen Bahn Wien-Preßburg gerissen sei. »Infolge dieses Zwischenfalles mußte der Verkehr auf der Strecke eingestellt werden.« Das ist bedauerlich.

* * *

Außi möcht' i oder: Auf zum Südpol!

Es gibt noch kein Klosettpapier auf den österreichischen Staatsbahnen, aber was uns dringend notut, ist eine Südpolexpedition. Ich bin kürzlich in einem ungeheizten Kupee bei —7 Grad nachts von Salzburg bis Bischofshofen gefahren, aber daß sich Österreich unter den den Pol erobernden Staaten einen ehrenvollen Platz sichern müsse, war mir klar. Ich las gerade etwas darüber. Österreich soll nicht mehr zurückstehen. Doktor Felix König besitzt das Vertrauen aller. Vierzig Jahre sind bekanntlich seit jenem Tage verflossen, da Julius v. Payer seine Reise »In Nacht und Eis« antrat. (Wenn ein Österreicher eine Reise in Nacht und Eis antritt, so heißt die Reise »In Nacht und Eis«.) Es ist also höchste Zeit. Es ist zu hoffen, daß man bald so weit sein wird, daß die Öffentlichkeit der Unternehmung Doktor Königs das geziemende Interesse zuwendet. Es fehlt vorderhand an Geld. Man muß deshalb auf den österreichischen Staatsbahnen noch immer das Papier verwenden, auf dem Aufrufe zur Unterstützung einer österreichischen Südpolexpedition gedruckt werden.

* * *

Auf den ersten Blick als Held der Eisregion zu erkennen

Commander Edward Evans, der Gefährte des unglücklichen Kapitän Scott . . . . betritt sein Hotelzimmer. Er schüttelt sich, reibt sich die Hände aneinander und konstatiert in seinem klangvollen, hellen Englisch: »Donnerwetter, kalt ist es in eurem Wien!« Einiges Erstaunen. Kalt?. . . .

Der Reporter hatte also schon vor ihm das Zimmer bezogen und Evans durfte sich zwar die Hände reiben, aber nicht waschen. Er sieht den Reporter, schüttelt sich und gebraucht die Ausrede, es sei kalt. Er, der Südpolforscher. Er mußte erzählen, wie es war und was sie ausgestanden haben, er und Scott. Er mußte dumpf vor sich hinstarren und dann wieder lachen, so daß man ihm nicht ansehen würde, wenn man nicht eben den Blick hätte:

. . . . Evans lacht gern und aus vollem Herzen. Er zeigt dabei eine Reihe von starken schneeweißen Zähnen, die allein schon Kraft und Energie verraten. Und wenn man sich nun mit dem jungen Seeoffizier in ein Gespräch vertieft, so ahnt man plötzlich, welche Zähigkeit, welche ungebundene Kraft sich hinter diesem glattrasierten Gesicht, diesem gescheitelten Haar verbergen. Und wenn Evans in seiner Erzählung zu einer furchtbaren Erinnerung gelangt, wenn Düsteres in seinem Hirn aufsteigt, dann wird er ein ganz anderer. Kein Salonmensch ist er mehr, seine Brauen ziehen sich zusammen, der breite, prachtvoll

geschwungene Mund wird zu zwei dünnen Strichen, die Augen brennen und er ballt die Hände, diese weißen, gepflegten und manikürten Hände zu Fäusten. Und nun kann man begreifen, daß dieser Mann sich durch ein dreijähriges Martyrium durchkämpfen, daß er sich gegen den weißen starren Tod dort unten wehren konnte, bis er Sieger blieb.

Aber der Kenner täuscht sich. Nicht jeder, der rabiat wird, wenn ein Reporter im Hotelzimmer auf ihn wartet, muß darum schon ein Held der Eisregion sein. Im Gegenteil kann man getrost annehmen, daß Evans angesichts des weißen starren Todes nie die Fäuste geballt hat, weil ihm das nichts genützt hätte, und daß er es nur vor den Bestien der Wiener Eisregion tat, wiewohl es ihm auch nichts nützte. Schwarz wurde ihm vor den Augen, er sah dem Wiener Reporter ins Angesicht und wurde besiegt. Scott ist davongekommen.

* * *

Eine Damenspende

Die Klänge eines feschen Wiener Walzers lockten bald zum Tanze, dem die anwesenden reizenden Damen und die tanzlustige Herrenwelt begeistert huldigte. Den Tänzerinnen wurde eine reizende Damenspende überreicht. Dieselbe stellt eine Schmuckkassette dar. Die Tanzordnung ist mit dem Bilde des Ehrenpräsidenten Herrn Ludwig Riedl geschmückt. Diese sinnige Spende erweckte allgemeine Überraschung.

* * *

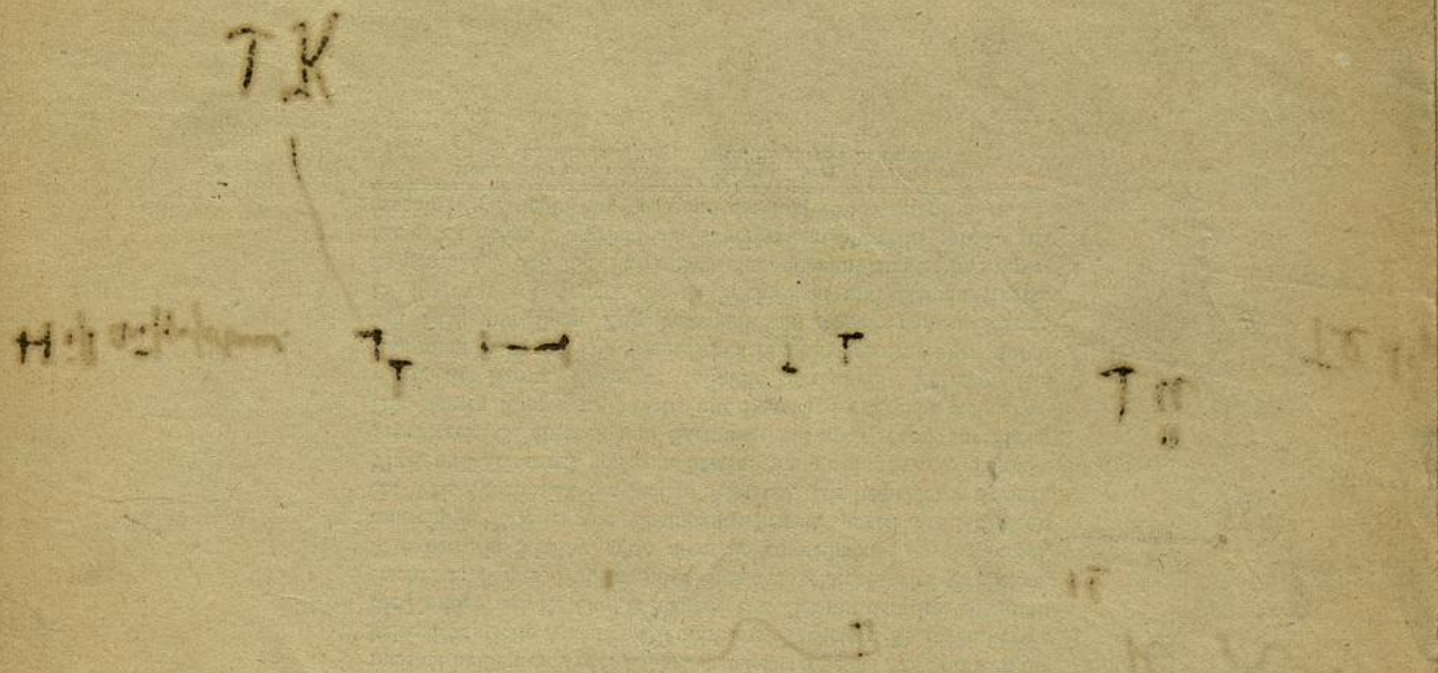
Jetzt ist die Zeit

wo die Kunst, die Industrie, die Literatur, die Wissenschaft, die Lebewelt, die Diplomatie, das höfische, das offizielle wie das vornehm-bürgerliche Wien ihre Vertreter entsenden, wobei man sich vorstellen muß, wie heftige Debatten vorausgegangen sein mögen. So zum Beispiel ist die ganze Kunst irgendwo versammelt und beschließt auf den Industriellenball Rauchinger zu entsenden, und die Literatur, noch schwankend zwischen Glücksmann und Müller, entscheidet sich schließlich für diesen, während jener auf den Hausindustrieball geschickt wird. Unaufhörlich werden Vertreter entsendet. Am Abend erstrahlt ein Meer von Licht, das betäubend und doch nicht grell, berauschend und dabei diskret von der hohen Decke niederflutet, und alles wirkt zusammen, um ein einzig schönes und vornehmes Bild zu schaffen. Alles flutet und wogt. Was tun aber die Vertreter der verschiedenen Berufe, wie stehen sie zu einander, wie vertreiben sie sich die Zeit, bis es der Jugend endlich in den Sinn kommt, sich das Tanzrecht zu erobern? Noch zögert diese und zieht es aus irgend einem Grunde vor, sich mit den Vertretern zu

unterhalten. Da spielen sich denn überraschende Dinge ab, Dinge, die man in diesem von der Parteien Zwist durchwogten Lande einfach nicht für möglich gehalten hätte. Es sind nämlich plötzlich auch Pioniere eingedrungen und man sieht sie mit Magnaten sprechen. Bei näherem Hinsehen aber erkennt man, daß es die Pioniere unserer Industrie sind und die Bankmagnaten, und diese beiden sowie die Minister, die Lebewelt und die Jugend sieht man nun harmonisch und ungezwungen vereint durch den Saal schreiten. Keiner tut dem andern was, keiner sagt dem andern, daß er ihm den Buckel herunterrutschen könne, weil einer dem andern es von selbst tut. Alle diese Bälle haben nun das Gemeinsame, daß von jedem das gilt, was von keinem andern gilt, und daß man jeweils nichts von jener Balldekadenz fühlt, über die sonst geklagt wird. Überall ist die eigenartige Mischung interessanter Elemente das, was jedem den Vorzug vor den andern gibt, und der glanzvolle Verlauf das, was ihn jedes Jahr von seinen eigenen Vorgängern unterscheidet, und pfui Teufel der Ball, von dem nicht mit Recht gesagt werden kann, daß man auf keinem andern Ball so sehr das Empfinden der jauchzenden und brausenden Lebenslust hat und daß Animo und Laune noch intensiver zu sein schienen als je vorher. Der Industriellenball und der Concordiaball und alle andern Bälle machen einander und sich selbst mit Erfolg den Vorrang streitig. Das zeigt sich schon im geringsten Detail. Jeder Ball ist guter Tradition gemäß der am zeitlichsten beginnende aller Bälle. Schon kurz nach 8 Uhr tauchen die ersten Gäste auf und bald beginnt ein intimes Promenieren, ein Begrüßen von Ecke zu Ecke (kolossal lauschig), von Loge zu Loge. Diese Intimität weicht aber bald, denn Schlag 9 Uhr füllt sich der Saal, die Luft wird besser und während sich draußen, durchflutet drinnen. Im Patronessenraum geht es bald zu wie bei einem Hoffest. Bei einem Hoffest geht es bald zu wie auf dem Concordiaball. Leuchtende Frauenschultern sind das geringste. Reiherfedern, die aus Diamantenagraffen herauswachsen — Wunder der Natur — werden bemerkt und zur allgemeinen Überraschung — aah! — erscheinen weißbärtige Herren, deren Frack mit Ordensbändchen besät ist. Aus den schlichten Industriepionieren sind plötzlich Industriefürsten geworden. Dazwischen mischen sich Gelehrte, unter denen aber Kant und Schopenhauer sich nicht befinden dürften. Aller Augen sind natürlich auf die Minister gerichtet. Und hie und da hört man — die Neugierde

kommt auf ihre Kosten — zwischen gleichgiltigen Redensarten ernsthafte Worte laut werden, und während sich hier ein Minister über die Hand einer schönen Frau beugt, bespricht dort ein anderer inmitten einer Gruppe von Herren die politische Lage, die Wirren im Innern und die Aussichten für die nächste Zukunft. Ich, ein Outsider, der fürs Leben gern so etwas einmal hören möchte, würde sofort den Minister, der in der Gruppe steht, mir herausholen und nachhause schicken. Ich würde ihm raten, anstatt hier herumzustehen, lieber Abortherr in einem Berliner Lindencafé zu werden. Die Dame, über deren Hand er sich gebeugt hat, würde ich zwingen, eine politische Lage einzunehmen, und wenn ich ihr so die Wirren im Innern beruhigt hätte, würde ich die Aussichten für die nächste Zukunft mit ihr besprechen. Aber das sind Sonderbestrebungen und der einzelne vermag nichts gegen die Übermacht. Zum Schwarzsehen ist übrigens kein Grund. Während die Minister und die Industriekönige beisammenstehen, dringt immer wieder ein Ton von Lebenshoffnung und Zukunftsvertrauen siegreich aus allen Gesprächen hervor. Bald darauf erscheinen die, die sich begeben. Kaum ist aber der offizielle Teil vorüber, jauchzt ein Walzer auf, und schon. Die ersten Paare drehen sich im Dreivierteltakt. Nun hat die Jugend erreicht, was zu erreichen war, man soll es ihr gönnen. Nun folgen achtzigtausend Namen. Die meisten heißen entweder Klobasser oder Herzfelder. Es kommen die kaiserlichen Räte Anhauch, Neurath und Bachstelz. Es ragen hervor die Kommerzialräte Gog & Magog. Das Tier mit den drei Häuptern erscheint: Benies, Kubits und Welles. Schreckliches wird geschehen. Man bemerkt Stiaßny. Von allen Seiten strömen Konsuln herbei, umsichtige Vertreter von Champagnerfirmen, gegen die Napoleon ein Waisenknabe ist. Sie heißen Schnabel. Die Inspektoren Sprinzl, Vinzl und Schwanzl springen herein. Sie gewinnen die Estrade. Travniczek, Geiduschek und Bartunek sind auch schon zur Stelle. Die Namen Rappeport, Perelis und Pospichal entziehen sich übermütig der Norm. Einer ist tollkühn und heißt Polacco. Die Kausalität hört auf. Die himmlischen Heerscharen rauschen durch den Saal und ihren Zug beschließt ein Angelo namens Eisner. Es folgen die Toiletten, die dahinschweben und Damen tragen. Es geschieht, daß die Putzi Saxl eine gobelinblaue Satin souple-Robe mit einem Überkleid aus silbergrauem Musselin mit kurzen geschlitzten Ärmeln hat, während die Lixi Bunzl zersprungen ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3



TK

Herrn Karl Kraus!

Bemerke soeben, daß ich versehentlich den ersten Bogen aus der Druckerei mitgenommen habe. Um nicht noch einmal in die Druckerei zu müssen, werfe ich ihn auf der Nachhausefahrt in Ihren Briefkasten.

Berger